

## An unsere Abonnenten / Leser: In eigener Sache

---

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Freunde,

vor 47 Jahren wurde *imprimatur* gegründet. Es sollte eine Möglichkeit bieten, Missstände in der Kirche sowie naive Theologien kritisch darzustellen und dies in einer Zeitschrift zu publizieren. Weil die kirchlichen Medien die Publikation kritischer Beiträge ablehnten, wählten wir den Namen *imprimatur* („es möge gedruckt werden“); mit diesem Vermerk attestieren kirchliche Behörden Druckerzeugnissen ihre Unbedenklichkeit.

Diese Kritik wurde und wird nicht der Kritik wegen geübt, sondern um die Chancen zu erhöhen, Reformen in der Kirche anzugehen. Wir waren und sind überzeugt, dass die Erkenntnis und Diskussion von Fehlentwicklungen die grundlegende Voraussetzung für notwendige Korrekturen sind; solange Missstände unter den Teppich gekehrt werden, bleibt alles beim Alten.

Seit damals haben sich viele Veränderungen in der Kirche ergeben, mit denen wir uns auseinandergesetzt haben, nicht wenige Gravamina aber sind gleich geblieben, weil sich immer noch nichts zum Besseren gewendet hat. Die Herausgeber waren und sind der Meinung, dass unsere Möglichkeiten, Veränderungen in Gang zu setzen, recht bescheiden sind, es aber trotzdem sinnvoll ist, immer wieder auf Fehler und Fehlentwicklungen hinzuweisen. In letzter Zeit hat sich zudem die religiöse Landschaft hierzulande durch den wachsenden Einfluss des Islam verändert, so dass wir auch auf die sich hieraus ergebenden Fragen eingegangen sind.

47 Jahre sind eine lange Zeit. Sowohl die Gründungsmitglieder von damals wie auch einige weitere Mitglieder der Redaktion von *imprimatur*, die schon lange dabei sind, sind nicht mehr die Jüngsten. Mit dem Al-

ter kommen notwendigerweise auch Beschwerden und Krankheiten ins Spiel. Als jetzt eines unserer aktivsten Redaktionsmitglieder, Erhard Bertel, starb, haben wir intensiv über die Zukunft unserer Zeitschrift diskutiert.

Schließlich waren wir einhellig der Meinung, dass wir unser Engagement nicht gänzlich einstellen sollten, und wurden dabei auch von vielen Lesern, die davon erfahren, bestärkt. So versuchen wir es mit einem Kompromiss: von 2015 an können wir nur noch vier Hefte im Jahr (statt bisher acht) herausgeben. Wir hoffen, dass Sie, unsere Abonnenten und Leser, damit einverstanden sind.

Das hat natürlich auch zur Folge, dass sich der Abonnementpreis auf die Hälfte reduziert: von bisher 34.- € auf 17.- € (entsprechend werden auch die bisher schon eingeräumten Ermäßigungen für Studierende und andere behandelt). Auch die Zustellkosten verringern sich von jährlich 9.- € auf 4,50 € (zusammen also 21,50 € im Jahr).

Mit herzlichen Grüßen  
Ihre Redaktion

\*\*\*

Irmgard und Benno Rech

## Zum Gedenken an Erhard Bertel

---

Liebe Bezieherinnen und Bezieher von *imprimatur*,

diese Ausgabe unserer Zeitschrift widmen wir unserem Redaktionsleiter Erhard Bertel. Er ist an einem Krebsleiden am 04. Oktober 2014 verstorben. Bis zur vorletzten Nummer hat er noch die Redaktionssitzungen geleitet.



Die Kirche von Trier hat Grund zu trauern. Sie hat einen ihrer engagiertesten Seelsorger verloren. Wer ihm begegnet ist, der hat einen unermüdlich tätigen und hilfsbereiten, einen sich aufrichtig im Geiste des Konzils um die Kirche sorgenden Priester kennen gelernt.

Die Triebfeder seiner Lebensweise wie seines Handelns war von jesuanischer Art. Sie konnte ihn zu entschiedenen Auftritten bewegen, besonders wenn sich die Hierarchie, wie beispielsweise bei der Verurteilung Hasenhüttls wegen seiner Einladung von Protestanten zum Kommunionempfang, stärker noch bei den Missbrauchsfällen an Kindern durch Priester in Reglementierungen verlor und dabei die Erwartungen und Nöte der Menschen missachtete. Zur Ehepastoral schrieb er kürzlich: „Ehemissbrauch nannte man im Beichtstuhl das normale eheliche Zusammensein, ohne dass ein ausdrücklicher Kinderwunsch vorlag. Die legitime Freude der Eheleute an der Sexualität wurde ihnen vermiest.“

Aufgrund solcher Erfahrungen ist er zum kirchenkritischen Journalisten geworden, der sich um eine genaue und ehrliche Sprache bemühte. Er war im Herbst 1968 Gründungsmitglied von *imprimatur* und hat in 47 Jahrgängen mit dafür gesorgt, dass, bei einer schwierigen Redaktion aus Mitgliedern mit unterschiedlichen kirchlichen Biographien, jährlich acht Nummern erscheinen konnten. Nach dem Tod von Hermann Münzel war er unser Redaktions-

leiter. Erhard Bertel hat oft den Introitus geschrieben und als Gemeindeleiter den Fokus auf sonst übersehene Aufgaben in den Gemeinden gelenkt.

Er hat eine Reihe von Schreibenden für uns gewinnen können, die eine eigenständige und zukunftsorientierte theologische Position vertraten. Dass die Zeitschrift mit den Jahren im Ton schärfer wurde, hing mit der Unbeweglichkeit und Selbstherrlichkeit der hierarchischen Repräsentanten zusammen. Die Vision einer reformierbaren Kirche hat er sich nicht zerstören lassen. Eine bloß binnenkirchliche Orientierung hat er zeitlebens abgelehnt und beharrlich auf die Verantwortung der Kirche in der Gesellschaft aufmerksam gemacht, wobei er sich im Klaren war, dass das Gerechtigkeitsempfinden, was z.B. die Stellung von Mann und Frau angeht, in der demokratischen Gesellschaft höher entwickelt ist als in der Kirche. Bei seinem Organisationstalent hätte Erhard Bertel alle Chancen zum Ämteraufstieg gehabt. Aber ein so spontaner, unkonventioneller und ideenreicher Kopf wurde im kirchlichen Amtsgetriebe als störend zurückgewiesen.

Für die Messe zu seinem 70. Geburtstag hat Erhard Bertel sich als Lesung die Pfingstpredigt des Petrus gewählt. Als wir (Irmgard und Benno Rech) sie zunächst im Schott-Messbuch lasen, bekamen wir den Eindruck, es handele sich hier um eine Rede, die Petrus aus der Vollmacht seines Amtes heraus am Pfingsttag vor den Bewohnern Jerusalems gehalten habe. Im Schott-Text wird betont die Ich-Form gebraucht: „Achtet auf meine Worte“, heißt es am Anfang, und gegen Ende steht: „Ich darf freimütig zu euch reden.“ Als wir dann im griechischen Text nachgeschaut haben, fanden wir weder ein „ich“ noch ein „mein“. Im Original beginnt Petrus mit dem Aufruf: Israeliten, hört diese Worte! Und in der zweiten Anrede heißt es: Brüder, es muss erlaubt sein, offen zu reden. Nimmt man die abschließende Beteuerung dazu: Diesen Jesus hat Gott auferweckt, dafür sind wir alle Zeugen, so wird deutlich, dass Petrus im Namen des versammelten Jüngerkreises spricht, zu dem auch die Frauen und Maria gehören. Er kehrt nicht, wie der Text im Messbuch nahe legt, seine eigene

Autorität hervor, sondern er versteht sich als einer, der den Glauben der ganzen Versammlung zum Ausdruck bringt. Er vertritt ihre Auffassung von der Schrift und ihre Deutung der Osterereignisse. Es ist also der Glaube der Gemeinde, den Petrus hier verkündet. Genau das war auch die Gesinnung Erhard Bertels. Er hat einen solchen Gemeinschaftssinn von sich wie von den kirchlichen Amtsträgern erwartet, ja gefordert.

In der Erzählung aus dem Nachtrag des Johannesevangeliums von der Erscheinung des Auferstandenen am Seeufer hat Jesus bereits ein Feuer angezündet und Fisch und Brot zum Essen vorbereitet. Jesus weiß, was seine Freunde brauchen, einen guten Fang und eine Stärkung nach einer harten Nacht. Auch Erhard Bertel hat, wie wir uns alle erinnern, die elementaren Bedürfnisse seiner Mitarbeiter nie außer Acht gelassen. Er hat öfters zum Essen und Diskutieren in seinen Perler Garten eingeladen. Die Redaktion traf sich dort jährlich im Spätsommer.

Beide biblischen Texte sind geschrieben in einer schwierigen Umbruchszeit. Die von Jesus begeisterten Frauen und Männer müssen einen Weg finden, wie Jesu Botenschaft und das neue geschwisterliche Gemeinschaftsgefühl ohne ihn für die nächste Zeit zu bewahren sind. Auch wir erleben in der Kirche eine Zeit des Umbruchs. Die rückwärtsgewandte Ära Johannes Pauls II. wie Benedikts XVI. ist zu Ende, wenn auch der „Apparat“ weiter in alten Bahnen denkt. Welche Ausrichtung Papst Franziskus der Kirche auch geben kann, wir werden hier in Europa weitersuchen müssen nach einem Weg, welcher der Entwicklung von der Volkskirche hin zur Kirche der kleinen Gemeinden gerecht wird. Erhard Bertel hatte sich bereits auf diesen Weg gegeben. Er fand in den gehörten Zeugnissen Orientierung zu Entscheidungen, auf die es ankommt. Petrus isoliert sich nicht durch einen Amtsanspruch von seinen Mitschritten. Er spricht aus der Mitte des Denkens und Empfindens der alleingelassenen, sich neu orientierenden Gemeinde. Er widersteht damit der Versuchung, sich zum Gefolgschaft heischenden Führer von Verunsicherten aufzuspielen. So war auch Erhard

Bertels Verfahren: Statt selbstherrlich loszulegen, hat er sich vor seiner Entscheidung zum Handeln zusammen mit den Schwestern und Brüdern im wechselseitigen Gespräch des gemeinsamen Zieles vergewissert.

Natürlich braucht eine Großkirche daneben eine Ämterstruktur, aber diese wurde für lange Zeit zu Ungunsten der Kirche vor Ort überbewertet. Dynamisches Gemeindeleben jedoch entfaltet sich von unten, aus der gesprächsbereiten Gemeinschaft, deren Mitglieder wohlwollend einander zugewandt bleiben, und daraus ihre Arbeitsimpulse gewinnen.

Erhard hat das schon früh gewusst. Vor fast 40 Jahren hat er in einem Rechenschaftsbericht über sein Verständnis vom Priesterberuf zwei Arten seines Engagements hervorgehoben. Er wollte „Menschen zusammenführen, die verschiedenen Generationen angehören, unterschiedliche Berufs- und Lebenserfahrung haben und die sich Lebenswichtiges mitteilen. Das gemeinsame Lesen der Bibel ist für diesen Vorgang von besonderer Bedeutung.“ Und er sah es als seine Aufgabe an, Menschen aus der Isolation und der Sprachlosigkeit herauszuholen. „Man erwartet vom Priester, dass er nicht so schnell sprachlos ist, gerade auch dann nicht, wenn es Erfahrungen von persönlicher Schuld, von verzweifelten Situationen im Familienleben zu bewältigen gilt, oder wenn es um die Suche nach einer Lebensperspektive, um die Konfrontation mit dem Tod geht.“

Das, was er damals formuliert hat, ist nicht Programm und Vorhaben geblieben. Erhard hat geplant und gehandelt. Wir nennen als Beispiele das „Café Klatsch“, die Wärmestube für die Obdachlosen und Drogenabhängigen im Winter, die ökumenische Sozialstation, die Krankenwohnung und die innovative Einrichtung „Urlaub von der Pflege“. Irmgard und ich haben es selber erfahren, wie entlastend und segensreich Urlaub von der Pflege für die Pflegebedürftigen wie für die pflegenden Angehörigen war. Unsere Oma kam jedes Mal aufgeheitert und gut erholt nach Thallexweiler zurück, und auch wir waren wieder bei Kräften. Er hat „donum vitae“ ideell und tatkräftig unterstützt. Und seit Gründung des Marienbur-

ger Kreises in der AGP war er bis zu seiner Auflösung dessen engagierter und bundesweit renommierter Sprecher.

All diese Projekte waren nur möglich, weil er es verstanden hat, viele Professionelle wie Ehrenamtliche zu gewinnen. Uns beide hat er z.B. als Eheleute und Erzieher zusammen mit den Eltern in die Vorbereitung der Kinder auf die Erstkommunion mit einbezogen. Obwohl er schon damals „zwei Pfarrer“ war, wie er es ironisch ausgedrückt hat, also zwei Großstadtpfarreien (St. Michael und Thomas Morus) zu betreuen hatte, suchte er eine Überforderung des Priesters zu vermeiden, denn sie mindert die Qualität der Seelsorge. Darum hat er von Anfang an die eigenständige Laienarbeit gefördert und wertgeschätzt. So konnte er sich auch Freiräume erhalten, sich um die Not einzelner zu kümmern. Natürlich geschah das alles im Spannungsfeld zwischen den Erwartungen und Forderungen der Bistumsleitung und den Bedürfnissen, die sich aus den Gemeinden ergaben. Er hat sich entschieden, dem Verlangen der Menschen vor Ort den Vorrang zu geben vor den Vorschriften aus dem Generalvikariat. Seine stabile Haltung, die dazu notwendig ist, hat er gewonnen aus den vielen Gesprächen sowohl mit Gleichgesinnten wie mit Fernstehenden, mit Jungen und Alten und immer auch mit denen, die ihn angegriffen haben.

Er hat es nach seinem Ausscheiden aus dem Pfarrdienst bewusst vermieden, sich gleich in neue Verpflichtungen zu stürzen. Er war nicht mehr der Liturgen am Altar, sondern saß mit den andern Gläubigen im Kirchenschiff. Wie wichtig diese Zeit der Besinnung für ihn war, darüber hat er mit uns gesprochen. Er hat sie erlebt als einen befreienden Perspektivwechsel. Ihm wurde bewusst, wie stark die Priesterrolle zu festen, einengenden Seh- und Verhaltensweisen führt. Worte, die ihm früher selbstverständlich über die Lippen gingen, brachten ihn jetzt zu einem Nachdenken neuer Art. Als dann die Bitte des Trierer Bistumsblatts Paulinus kam, die sonntäglichen Lesungen zu kommentieren, konnte ihm wie dem Paulinus nichts Besseres passieren. Er konnte mit dem neuen Blick von unten vordem unbeachtete Schätze der Bibel ent-

decken, die Paulinusleser bekamen eine nahrhafte Kost. Nahrhafte Kost waren auch seine Morgenansprachen am saarländischen Rundfunk, die er über Jahrzehnte gehalten hat.

Er hat sich zu vielen Änderungen in seinem pastoralen Wirken herausfordern lassen. Es hätte weiterhin Anforderungen an ihn gegeben. Bei seiner Tätigkeit für „Donum Vitae“ hat er großen Sachverstand zum Nutzen der Projekte eingebracht. Die geschrumpfte Gemeinde, das war seine Vorstellung, verlangt nach einer intimen, persönlichen, partnerschaftlichen Seelsorge. Dazu brauchen beide Seiten eine große Aufmerksamkeit füreinander, die Bereitschaft aufeinander einzugehen und das Wagnis, den persönlichen Glauben wechselseitig mitzuteilen. Er hatte mit einer solchen geschwisterlichen Pastoral, wie sie in der Apostelgeschichte von Petrus berichtet wird, die Gottesdienstbesucher bis zu seinen letzten Eucharistiefiern aufgebaut.

Dass er stark war im Werben für seine Ideen, das haben wir an ihm bewundert, er konnte es sogar in der Nachgiebigkeit sein.

\*\*\*

Christoph Jost

## Würdigung im Sterbeamt für Pfarrer Erhard Bertel

Die gemeinsame, bewegende Feier dieses Gottesdienstes wird bei sehr vielen unter uns ganz lebendige persönliche, je eigene Erinnerungen an Pfarrer Erhard Bertel geweckt haben.

So liegt es also nahe – kurz vor der Entlassung aus dieser gottesdienstlichen Feier – den Verstorbenen noch einmal als Seelsorger und langjährigen Leiter und Wegbegleiter unserer Pfarrgemeinde St. Michael / St. Thomas Morus zu würdigen.

Ich bin dankbar, dass ich das tun darf – und einigermaßen verlegen, denn ich würdige auch eine persönliche, lange Weggefährtenschaft, die ich bei mancher zeitweiligen äußeren Entfernung innerlich doch immer als respektvoll und wohlwollend empfunden habe.

Pfarrer Bertel war Seelsorger aus Passion – was er entworfen, entwickelt und in der Gemeinde verankert hat, war geleitet von der festen Überzeugung, dass das biblische Gebot der Nächstenliebe eine Pfarrgemeinde dort am dringlichsten fordert, wo die materielle oder die leib-seelische Not – und auch die Glaubensnot - am größten ist:

- rund um das Drogenzentrum in der Brauerstraße
- in der Wärmestube, die ihren Anfang im Gewölbe St. Michael hatte
- im Café Klatsch in der Bahnhofstraße
- im Café Exodus
- beim regelmäßigen Kontakt mit der AIDS-Hilfe
- bei Urlaub von der Pflege und der Krankenwohnung
- bei ungewollt schwangeren Frauen

Er war ein frommer Seelsorger und überzeugter Priester im unüblichen Sinn: erkennbar nicht an äußeren Zeichen oder Privilegien sondern an seiner Haltung und an seiner Überzeugung: er glaubte und lebte aus der biblischen Botschaft. Die aber steht nicht für sich, fernab der Welt, sondern findet ihre Entsprechung im Lebensalltag, im sozialen, im politischen, im kulturellen Geschehen, auf Straßen und Plätzen.

Er war ein hinhörender und ein zuhörender Prediger: er suchte, wann immer es ging, das vorbereitende Gespräch und überließ, wenn es sich ergab, auch im Gottesdienst Anderen das Wort.

Er wurde mit den Jahren immer mehr ein Mitsuchender, der keine fertigen Antworten, keine fertigen Glaubenssätze, aber immer mehr Fragen hatte.

Sein liturgischer Platz war mitten in und unter der versammelten Gemeinde, nicht vor oder über ihr. Dieser Haltung entsprach die Gestaltung der Gottesdienst-

räume in St. Michael und in St. Thomas Morus.

Und dieser Haltung entsprach es, dass er auch denen gottesdienstliche Heimat ermöglichte, die sich andernorts von der Mahlgemeinschaft ausgeschlossen fühlten: Geschiedene, die in neuen Partnerschaften lebten, unverheiratete Paare, nichtkatholische Partner konfessionsverschiedener Ehen.

Ob man ihn wegen alledem heute fortschrittlich, reformfreudig oder modern, aber auch beharrlich, unbeirrbar oder hartnäckig nennen mag - jede dieser Eigenschaften bleibt ein unzutreffendes Etikett, wenn man vergisst, dass er fortschrittlich, beharrlich und darüber hinaus gradlinig war, weil es die anstehenden seelsorglichen Aufgaben erforderten.

Nicht zuletzt war er auch gern ‚der Pastor‘, der fürsorgliche Hirte, der zuversichtlich, furchtlos und ohne Berührungängste Ausschau nach geeigneten Weideplätzen hielt. Der bei Pfarrfesten tatkräftig Hand anlegen konnte. Den dafür gezollten Respekt konnte er durchaus genießen.

Johannes Kühn, der saarländische Lyriker, hat Pfr. Erhard Bertel zu dessen 60. Geburtstag ein Gedicht gewidmet. Darin heißt es:

Mit Mut den Himmel anzubieten  
als Zukunft  
den Leidenden,  
den Sterbenden  
ist Priesterschaft  
auf Wegen voll Beschweris.

Solche Beschwernisse kannte er mit Sicherheit, aber sie ließen ihn offensichtlich nicht missmutig werden, jedenfalls ließ er es sich kaum einmal anmerken.

Sein Tod macht uns tief traurig. – Sein Leben erfüllt uns mit großer Dankbarkeit.

*Christoph Jost war in der Gemeinde St. Michael / St. Thomas Morus, Saarbrücken, viele Jahre Vorsitzender des Pfarrgemeinderats, als Erhard Bertel dort Pfarrer war*

\*\*\*

*Erhard Bertel war sich seit der ersten Diagnose seiner Krankheit bewusst, dass sein Leben zu Ende geht. Dies zeigt eine Rundfunkansprache, die wir im Folgenden wiedergeben*

Erhard Bertel

## Innehalten

### Herr, hilf mir!

(Morgenansprache im SR am 21. Mai 2014)

Haben Sie zu Beginn dieses Tages schon darüber nachgedacht, was er Ihnen bringen kann? Erwarteten Sie nur das Gewohnte oder rechnen Sie auch mit der einen oder anderen Überraschung?

Einiges ist sicher vorgegeben und man kann mutig oder auch ängstlich darauf zugehen. Wir werden mit Bekannten über dieses oder jenes reden, meist über Alltägliches; denn was passiert schon Großes in unserem Leben. Manchmal stockt aber auch das Gespräch, wenn jemand etwa eine Krankheit erwähnt, die bei ihm diagnostiziert wurde.

Dann stockt das Gespräch und die Zuhörer reagieren mit guten Wünschen, etwa:

„Kopf hoch!“ oder „Ich drück dir die Daumen“, „ich denke an dich“, „ich wünsche dir alles Gute.“

Wie gehe ich selbst damit um, wenn ich von einer Krankheit berichten will, die mir ein Arzt mitgeteilt hat?

Da wird eine Untersuchung angeordnet und der Arzt sagt einem als Ergebnis: „Sie haben einen aggressiven Gehirntumor.“ Mit dieser Nachricht geht man nach Hause, und es folgen unruhige Nächte.

Soll ich das jemand sagen? Wer kann mir hilfreich sein? Wie werde ich das durchstehen, was nun als Behandlung vorgeschlagen wird?

Plötzlich ist Vieles in meinem Leben in Frage gestellt, über das ich bisher nicht nachgedacht habe.

Muss ich Abschied nehmen von vielem, was mir lieb und wert war?

Wie soll es weitergehen mit meinem Leben?

Habe ich in solchen Momenten einen Halt im Glauben?

Es ist sicher ein Geschenk, wenn ich dann überzeugt sein kann, dass ich von Gott gehalten bin, dem ich nicht gleichgültig bin, gerade in solch einem Lebensabschnitt.

Herr, hilf mir, sonst gehe ich zugrunde. Er sagt: Komm!

\*\*\*

Karl-Heinz Ohlig

## Zur Eigenart und Begründung religiöser Wahrheit<sup>1</sup>

### 1. Der Wahrheitsanspruch von Religionen

Seit etwa 500.000 Jahren lassen sich (bisher) in der Menschheitsgeschichte Spuren religiösen Denkens nachweisen.<sup>2</sup> Diese sind in den frühesten Zeiten noch recht ungesichert, wenig aussagekräftig und in jedem Fall vieldeutig. In den folgenden Jahrhunderten aber, vor allem seit Beginn des jüngeren Paläolithikums („Altsteinzeit“, in Europa vor 40.000 Jahren), finden sich immer zahlreichere Dokumente,

<sup>1</sup> Leicht veränderte Fassung eines Beitrags unter einem erweiterten Titel in: Wege der Wissenschaft. Eine interkulturelle Perspektive. Grundlagen, Differenzen, Interdisziplinäre Dimensionen, hrsg. von Hamid Reza Yousefi / Klaus Fischer / Rudolf Lütke / Peter Gerdson, Verlag: Traugott Bautz: Northausen 2008 (erschien Okt. 2007), 267-288.

<sup>2</sup> Vgl. zu Folgendem vom Verf., Religion in der Geschichte der Menschheit. Die Entwicklung des religiösen Bewusstseins, Darmstadt 12002, 22006.

die trotz aller in der vorschriftlichen Zeit bleibenden Ungenauigkeiten einen Zugang zu den jeweiligen religiösen Vorstellungswelten ermöglichen.

Religion und Religionen erscheinen immer als die zentralen Deuteraster für menschliches kollektives und individuelles Leben, für „Anfang und Ende“, für das menschliche Verhalten (Ethik) und Zusammenleben bis hin zur Institutionenbildung. Diese umfassende Geltung von Religion wurde, zunächst in Europa, im Gefolge der Aufklärung problematisiert, was zu einer immer weiter führenden Säkularisierung von Politik, gesellschaftlicher Wirklichkeit, Wissenschaft und Kultur in den westlichen Gesellschaften führte; „Religion“ gibt es weiterhin, ist aber in ihrem Geltungsbereich eingeschränkt. Aber ohne Zweifel spielt Religion auch heute noch in vielen Regionen Afrikas, Asiens und Amerikas ihre traditionelle Rolle; dies gilt in besonderem Maß für die Welt des Islam.

Religionen bieten immer eine ganzheitliche Deutung der menschlichen Wirklichkeit, die alle Bereiche von Welt und Geschichte, soweit sie auf bestimmten Kulturstufen wahrgenommen werden, umfasst. Dabei lassen sich bei aller Pluralität von Religionen bestimmte Konstanten festmachen, um die sie kreisen: Sie artikulieren die Erfahrungen von menschlicher Ohnmacht und Hoffnung, sie deuten Geburt, Erwachsenenleben, Krankheit und Tod, Krieg und Frieden, das Schicksal von Stämmen, Städten, Reichen usf.

So verschieden die Erklärungsmuster sind, ist ihnen doch ein formales Element gemeinsam: (negativ) die Überzeugung, dass Welt und Geschichte allein keine zureichende Erklärung für menschliches Fragen bieten, sondern (positiv) die letzte Orientierung in Wirklichkeiten über sie hinaus gesucht werden muss. Bis zum Beginn der hochkulturellen Zeit um 3.000 v.Chr. und in manchen Kulturen bis heute wurden übermenschliche „Kräfte“ – analog zu verstehen wie z.B. die lateinischen *numina* oder die polynesischen *manas* – verehrt, also machtvolle sachhafte Potenzen, denen von den Menschen rituelle Beachtung und Verehrung entgegengebracht werden musste; in diesem Einhalten der geforderten Tabus und Riten hat man auch die Anfänge

einer spezifisch humanen Ethik, die nicht bloß instinkthaf-naturgesetzlich ist, zu sehen.

Mit dem neuen (Selbst-)Bewusstsein in den Hochkulturen von 3.000 v.Chr. an nahmen die „Mächte“ – über Zwischenformen wie Totemismus oder Theriomorphie – menschliche Züge an; sie wurden anthropomorph vorgestellt, der Polytheismus entstand. Die personenanalog gedachten Gottheiten wurden vornehmliche Adressaten des Kults und oft auch der sich differenzierenden Ethik, sie übernahmen eine Rolle zur Erklärung von „Anfang und Ende“ usf.

Um die Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausends entstand erstmals ein neuer Typus von Religion, die universalen Religionen. Diese waren entweder monotheistisch, monistisch (pantheistisch) oder dualistisch. Im Monotheismus, originär entstanden im Judentum zur Zeit des Babylonischen Exils (6. Jahrhundert v.Chr.), später beerbt von Christentum und Islam, wird Gott personenanalog als ein einziger angesehen, der der Welt und den Menschen als „der ganz andere“, d.h. er ist nicht Welt und nicht Geschichte, gegenübersteht und die letzte schöpferische Ursache von allem ist. In den monistischen Religionen (die fernöstlichen Religionen [Upanishaden-Hinduismus, Buddhismus, Taoismus und Konfuzianismus] und die hellenistischen Philosophenschulen) wurde die Anthropomorphie des Göttlichen zurückgenommen. „Gott“ ist letztes sachhaftes und unpersönliches Weltprinzip, gegenüber aller Pluralität transzendent, der Welt aber immanent. Dualismen thematisieren den Gegensatz beider Weltdeutungen; in der Perspektive des letzten Endes neigen sie aber, je nach dem religiösen Umfeld, einer der genannten Varianten zu und wurden deswegen in der Folge von diesen aufgesogen.

Nicht alle Religionen erheben einen *formellen* Wahrheitsanspruch. Aber selbst ethnische Religionen, die den Blick nicht über die jeweiligen Sippen oder Stämme und ihre kleine Umwelt ausrichten, wurden von ihren Mitgliedern als letzte und zureichende, also „wahre“ Wirklichkeitsdeutung gelebt. Auch die meisten – polytheistischen – Hochreligionen kennen keinen formellen Wahrheitsanspruch. Viele von ihnen sind zwar die Grundlage von Reichen oder sogar

Großreichen, und von ihren Mitgliedern wird der Kult der jeweiligen Gottheiten eingefordert. Aber dies bleibt unterhalb einer theoretischen Wahrheitsbehauptung. Bei der Begegnung mit fremden Religionen und Kulturen konstatieren damalige Weitgereiste nur, dass es sie gibt und dass sie wohl alle dasselbe meinen, weil sie einen gemeinsamen „wahren“ Grund haben, die Verehrung des einen Göttlichen. So schreibt Plutarch (gest. 125): „Wir nehmen nicht bei den einen diese, bei den anderen jene Götter an, barbarische und hellenische, südliche und nördliche, sondern wie Sonne und Mond, Himmel und Erde und Meer allen gemeinsam sind, mögen sie auch von jedem wieder anders benannt werden, so gibt es nur eine Vernunft, die dies ordnet, und eine Vorsehung, die darüber waltet, und dieselben dienenden Kräfte sind über alles gesetzt: nur haben sie bei jedem Volk, je nach dessen Sitten, verschiedene Ehren und Namen.“<sup>3</sup>

Bei der Integration unterschiedlicher Hochreligionen in Großreichen lässt sich Ähnliches beobachten: entweder wurde der offizielle Staatskult dominierend oder – seltener – gibt es auch den umgekehrten Fall der Übernahme religiöser Vorstellungen einer unterworfenen Kultur – so z.B. formten die Römer nach der Unterwerfung Griechenlands ihr Pantheon nach griechischen Mustern; in beiden Fällen bildeten sich dann synkretistische Formen von Religion, die jeweiligen Götter mit vergleichbaren Funktionen wurden miteinander verschmolzen.

Die *ausdrückliche* These von einer letzten Wahrheit der je eigenen Religion, im Unterschied zu allen anderen, lässt sich erst nachweisen mit der Entstehung der universalen Religionen. Diese Aussage scheint aber der Sache nach lediglich so etwas zu sein wie die Formalisierung eines Anspruchs, der allen religiösen Konkretionen von frühesten Zeiten an eigentümlich ist; sie alle werden als „wahr“ gelebt. Die formale Veränderung scheint ihren Grund darin zu haben, dass die Konzepte universalen Religionen prinzipiell jedes menschliches Dasein deuten und von jedem auf der

Welt, unabhängig vom kulturellen Kontext, als eigene Wahrheit angenommen und gelebt werden könnten, obwohl nicht alle universalen Religionen tatsächlich über ihre Herkunftskultur hinaus missioniert haben oder sich überhaupt für die Kulturen außerhalb der eigenen interessierten.

Monistische Religionen verstehen die Geltung ihrer Wahrheit, da es niemanden gibt, der ihnen dies mitgeteilt haben könnte, meist als heiliges oder göttliches „Wissen“ – niedergelegt in heiliger Literatur –. In monotheistischen, und oft auch in dualistischen, Religionen wird die Wahrheit ihres Konzepts dagegen verankert in der „Offenbarung“ (in „personalerer“ Redeweise im Gefolge Hegels: „Selbstmitteilung“) seitens des einen transzendenten Gottes. Weil der personenanalogue gedachte Gott sprechen und handeln kann, werden die religiösen Wahrheiten auf sein Sprechen zurückgeführt und bieten somit „göttliche Wahrheit.“

Von Anfang an ist, wie gesagt, für Religionen kennzeichnend, dass sie den Blick über Welt und Geschichte hinaus ausrichten, also einen Bezug zur *Transzendenz* haben, wie unterschiedlich diese auch, je nach den Entwicklungsstufen von Religionen oder auch je nach den von ihnen vorgelegten „transzendentalen“ Perspektiven, aussehen. Diese lassen sich natürlich nicht verifizieren, gehe es um die Hoffnung auf eine Vereinigung des *atman* mit dem Allgott *brahman* oder um die überpersönliche Glückserfahrung eines *Nirvana* – in beiden Fällen nach einer Kette von Wiedergeburten –, oder handele es sich um ein Einswerden mit dem Tao (Dao) oder eine individuelle und kollektive Auferstehung und ewiges individuelles Leben. Deswegen werden diese Wahrheiten in einem „heiligen“ Wissen bzw. in einer göttlichen Offenbarung begründet gesehen; in letzterer Variante, in den Monotheismen, wird der „absolute“ Wahrheitsanspruch vielleicht am härtesten erhoben.

## 2. Zur europäischen erkenntnistheoretischen Diskussion um religiöse Wahrheit

Die erkenntnistheoretische Diskussion um die „Wahrheit“ dieser die Transzendenz be-

<sup>3</sup> Plutarch, De Is. 377 F.f. Zitiert nach Martin P. Nilsson, Geschichte der griechischen Religion, Bd. 2: Die hellenistische und römische Zeit, München 31974, 403.

treffenden oder auf sie bezogenen Lehren wurde in der abendländisch/europäischen Tradition so differenziert und leidenschaftlich geführt wie in keiner anderen Kultur. Deswegen soll diese im Folgenden im Mittelpunkt stehen; ihre „Ergebnisse“ lassen sich dann auch auf die Wahrheitsansprüche anderer Religionen übertragen.

## 2.1 Die Voraussetzungen

Es war schon jüdische Überzeugung, dass Gott zu den „Vätern“ gesprochen und die Thora gegeben hat. Diese Vorstellung wurde auch von Jesus, der sich zur Reform Israels gesandt fühlte, und von den frühen Jüngerkreisen, zunächst eine jüdische Reformbewegung, übernommen. Spätestens mit der baldigen Trennung des Christentums von der jüdischen Mutterreligion und seiner Etablierung als eine eigenständige Kirche aus Juden und Heiden rückte Jesus, der auch selbst schon einen vergleichbaren Anspruch erkennen lässt, in den Mittelpunkt: In ihm und durch ihn hat Gott gesprochen.

Diese Überzeugung, die sich vor allem in der Entwicklung der Christologie spiegelt, verband sich bei der Missionierung und zugleich Inkulturation in der hellenistischen Welt des Römischen Reichs zunehmend mit dem griechischen *logos*, also mit den griechischen und hellenistischen metaphysischen Traditionen, wobei besonders platonisch-neuplatonische Vorstellungen bestimmend wurden. Aus dieser Verbindung ging eine differenzierte Formulierung der christlichen Glaubenswahrheiten hervor, die am Ende der christlichen Antike ein beeindruckendes, wenn auch nicht spannungsfreies Gesamtsystem repräsentierte.

Dieses wurde schon in der lateinischen Spätantike unter dem Begriff *fides*, Glaube, zusammengefasst, der gehorsam zu übernehmen war. Unter *fides* hat man also nicht die bekehrende Hinwendung zum Christentum, sondern die Summe der antiken theologischen Diskussionen, Literatur und synodalen Einigungsformeln zu verstehen, vor allem zur Christologie und Trinitätslehre, zur Schöpfungslehre und Eschatologie, zur Erbsünden- und Gnadenlehre, zur Prädestination und Rechtfertigung. Diese *fides* erschien als eine Größe,

die alle Möglichkeiten unseres Denkens übersteigt und deswegen auch nur ein wenig intellektuell zu eigen gemacht werden kann, so schon bei Augustinus (gest. 430).<sup>4</sup> Von daher lautete das, bei Augustinus abgelesene und dann von Anselm von Canterbury (gest. 1109) angestoßene Motto des mittelalterlichen Theologietreibens: *fides quaerens intellectum*, der Glaube verlangt danach, denkend durchdrungen zu werden.<sup>5</sup> Er selbst steht aber nicht in Frage; denn er ist in Gottes Offenbarung grundgelegt.

## 2.2 Die abendländische Emanzipationsgeschichte des subjektiven Denkens

Dem Mittelalter wurde also von Anfang an eine schwierige These in die Wiege gelegt: eine von Gottes Offenbarung und auch Gehorsamsforderung garantierte *fides*, die es sich auch denkerisch anzueignen galt. Deswegen hat die mittelalterliche Theologie nicht, wie die der christlichen Antike, eigenständige und von Vorgaben unbehinderte inhaltliche Entwürfe hervorgebracht; inhaltlich wurden die göttlich-normativen *antiken* Vorgaben immer neu reflektiert, vertieft, differenziert und systematisiert, von der Ausbildung einer Sakramentenlehre abgesehen, die aber ebenfalls auf augustianischen Gedanken basiert.

Die zentrale geistesgeschichtliche „Leistung“ des Mittelalters sind nicht diese scholastischen Erörterungen und Systematisierungen des theologischen Erbes, sondern eine *formale Denkanstrengung*: die Diskussion des Verhältnisses von objektiver *fides* und subjektivem *intellectus*, von Glauben und subjektiver Vernunft. Grundsätzlich wurde das Gesamt der Glaubenssätze thetisch vorausgesetzt, das subjektive Denken sollte sie ergründen. Daran übte sich das Denken in einer rezeptiven Phase,

<sup>4</sup> Augustinus, De trinitate XV 18,51, oratio (CCL XVI, 2, 534): „Auf diese Glaubensregel (regula fidei) richtete ich mich aus, so gut ich konnte und soweit du (Gott) mir die Fähigkeit dazu gegeben hast; ich suchte dich und verlangte, mit meinem Verstand zu sehen, was ich glaubte“ (desideravi intellectu videre quod credidi).

<sup>5</sup> Anselm von Canterbury will nicht erkennen, um dann zu glauben, sondern glauben, um zu erkennen (neque enim quaero intelligere ut credam, sed credo ut intelligam, Proslogion I).

in der die altkirchlichen Aussagen gesammelt und erlernt wurden, im Frühmittelalter. Im Hochmittelalter (Früh- und Hochscholastik)<sup>6</sup> wurde das Denken differenzierter und konnte schon großartige Synthesen von Glauben und Wissen entwerfen, wie sie sich in der Summenliteratur, aber auch in den gotischen Kathedralen, in denen Himmel und Erde eng verwoben sind, niederschlagen. Im Spätmittelalter (Spätscholastik) zerfiel diese Synthese: Wie man unsicher wurde, ob unser Verstand überhaupt die Dinge erkennen kann oder unsere Allgemeinbegriffe nicht lediglich *nomina*, bloße Namen sind, die wir ihnen geben (Nominalismus), so zog sich das spekulative Denken aus der Theologie zurück; der Mensch wollte sich nur noch auf das stützen, was „sicher“ war: auf das, was Gott selbst in der Bibel geoffenbart hat (Biblizismus).

Auf dieser Basis brachte die Neuzeit die große Antithese zur mittelalterlichen These von der Unterordnung des subjektiven Denkens unter die Glaubenswahrheit. Im *cogito ergo sum* (nicht mehr: ich bin, weil Gott mich erschaffen hat) des Descartes (gest. 1650) forderte die Vernunft ihre Priorität ein. Das subjektive Denken ist Ausgangspunkt und Maßstab für alle unsere Erkenntnis des Seins. Wenn Descartes die Brisanz seiner Formel vielleicht auch noch nicht in ihrer vollen Radikalität erfasst hatte, läutete sie nun eine Phase ein, in der nur noch das Bestand haben sollte, was sich vor dem Forum der subjektiven Vernunft behaupten konnte. Unter diesem Blickwinkel erscheint die europäische Geistesgeschichte als eine Geschichte fortschreitender Emanzipation der subjektiven Vernunft von göttlich vorgegebenen Wahrheiten und zugleich Heteronomien.

### 2.3 Die Erkenntnis der christlichen Glaubenswahrheiten

Die christlichen Wahrheiten werden seit dem neuplatonisch denkenden Dionysios Pseudo-Areopagites (um 600), dessen Schriften einen großen Einfluss auf die

<sup>6</sup> Die Abgrenzung der Epochen sind nicht unumstritten. Nicht wenige zählen schon das 13. Jahrhundert zum Spätmittelalter. Allerdings ist ein Großteil der hochscholastischen Arbeiten wohl eher noch dem Hochmittelalter zuzurechnen.

abendländische Theologie besaßen, auch formell, aus älteren Wurzeln, als *hyperfyés* (*supernaturalis*, übernatürlich) qualifiziert. Wie aber kann unser Intellekt diese im strengen Sinn übernatürlichen Wahrheiten erkennen? Hierfür orientierte man sich an Platon: Dieser hatte, wie z.B. im Höhlengleichnis, alle unsere Erkenntnis, die auf sinnlicher Wahrnehmung beruht, als Blick auf eine Schattenwirklichkeit angesehen; die wahre Erkenntnis konnte also nicht von ihr her gewonnen werden, sondern geht auf eine *anámnesis* (*memoria*, Erinnerung) des menschlichen Geistes zurück an sein präexistentes Leben in der idealen Wirklichkeit, in dem er – noch unbehindert von Körper und Sinnlichkeit – in unvermittelter Schau erkennen konnte.

Diese Anamnesislehre war für Christen nicht akzeptabel, weil sie eine Präexistenz der Seele (von Origenes [gest. 253/254] noch vertreten) voraussetzte, die der christlichen Schöpfungslehre widersprach. Mit anderen Vorstellungen, doch analog zu Platon, wurde eine Variante entwickelt, der zufolge die Erkenntnis der christlichen (Offenbarungs-)Wahrheit ebenfalls unabhängig von der Sinneserfahrung gewonnen wird. Sie erfolgt durch eine *illuminatio*, eine Erleuchtung, seitens Gottes<sup>7</sup>, die natürlich Gnade ist und nicht jedem zuteil wird; wer also christliche Wahrheiten nicht akzeptierte oder gar bestritt, stand zugleich, durch eigene Schuld, außerhalb der Gnade Gottes und war „Sünder“, eine der geistigen Voraussetzungen für die Ketzerverfolgungen. Diese „deduktive“ Herleitung der tieferen Erkenntnis „von oben“ und zugleich „von innen“ – die Wendung nach außen, zur sichtbaren Welt, verstellte sogar die wahre Erkenntnis – wurde zunächst die erkenntnistheoretische Grundlage des Mittelalters.

Erst mit der Aristotelesrezeption im Hochmittelalter kamen neue, revolutionäre Ansätze zum Zuge. Zwar war in der Antike die Spannung zwischen Platon und seinem Schüler Aristoteles nie so grundsätzlich gesehen worden, und auch die islamische Philosophie, über deren Vermittlung die Schriften des Aristoteles im Mittelalter be-

<sup>7</sup> Vgl. Augustinus, z.B. retractationes I 24,4; de trinitate XII 15,24; de diversis quaestionibus octoginta tribus, quaestio 83 q. 4 6.

kannt wurden, verstanden diesen konfliktfrei auf neuplatonische Weise.<sup>8</sup> Im Abendland führte die Lektüre des Aristoteles aber zu neuen Ansätzen. Im Gefolge des aristotelischen Hylemorphismus, der alles geschöpfliche Seiende aus Materie und Form zusammengesetzt sah, lehrte z.B. Thomas von Aquin (gest. 1274), dass unser Intellekt, genauer der *intellectus agens*, aus den durch die Sinneswahrnehmung vermittelten konkreten Einzeldingen deren „Wesen“, ihre *forma*, herauslösen könne. So basiert alle Erkenntnis auf der *Abstraktion* – also der aktiven Herauslösung der allgemeinen Formen aus den konkreten und einzelnen Seienden –, die unser, in diesem Sinn schöpferischer, Geist vornimmt.

Auf diese Weise gewann der Erkenntnisvorgang eine neue Ausrichtung und Basis. Der Mensch muss sich dem empirisch Seienden zuwenden, um zu erkennen. Thomas forderte die *conversio ad phantasmata*, die Hinwendung zur für die sinnliche Wahrnehmung zugänglichen Erscheinungswelt („induktive“ Erkenntnistheorie). Einen Satz des Aristoteles<sup>9</sup> interpretierend, schrieb er in seiner *conclusio*: „Es ist unmöglich, dass unser Intellekt gemäß dem Status unseres gegenwärtigen Lebens, in dem er mit dem leidensfähigen Leib verbunden ist, irgendetwas wirklich erkennt, ohne sich der Erscheinungswelt zuzuwenden“ (*nisi convertendo se ad phantasmata*).<sup>10</sup>

Diese Beschränkung unserer Erkenntnismöglichkeiten auf das „Material“ der sichtbaren Welt ist zwar noch nicht mit dem späteren Empirismus zu vergleichen. Thomas ist überzeugt, dass die vom *intellectus agens* durch Abstraktion gebildeten Allgemeinbegriffe dem Wesen des Seienden entsprechen. Der tätige Verstand kann die Erscheinungswelt sogar noch überschreiten, und Thomas hält Schlussfolgerungen über die Empirie hinaus für möglich, wie z.B. in seinen Erörterungen zu den *quinque viae*, die verstandesmäßig zur Existenz

Gottes führen.<sup>11</sup> So wurde Metaphysik nicht unmöglich. Aber metaphysische Topoi waren jetzt nicht mehr selbst „Gegenstände“ unseres Denkens, sondern nur noch das in der Sinneswahrnehmung Vorgegebene. So leiteten die Hinwendung unserer Erkenntnistätigkeit auf die empirische Welt und die Selbsttätigkeit unseres Intellekts, der für diesen Vorgang keiner *illuminatio* bedurfte, zum einen künftige Emanzipationsschritte des subjektiven Intellekts ein, dessen Erkenntnisse durchaus nach Thomas auch Glaubensüberzeugungen widersprechen dürfen<sup>12</sup>, zum anderen führten sie bald zu einem neuartigen Interesse an der Erscheinungswelt und zum Prinzip der Naturbeobachtung, aus dem dann die neuzeitlichen Naturwissenschaften hervorgingen.

Allerdings hielt auch Thomas die zentralen christlichen Glaubensaussagen, wie z.B. die Trinitätslehre, für übernatürlich im strengen Sinn, und damit für unsere Erkenntnistätigkeit unerreichbar. Für Glauben und Theologie rekurierte er daher weiterhin auf die platonische „deduktive“ Herleitung unseres Verstehens; die *conversio ad phantasmata* gilt nicht für Glaubensaussagen, sondern nur für die Philosophie.

Die im Schöpfungsgedanken begründete Überzeugung, dass unser von Gott geschaffener Geist auch die ebenso von ihm für den Menschen hervorgebrachte Welt erkennen kann, geriet in den gesellschaftlichen Umbrüchen des Spätmittelalters in die Krise. Verstädterung, Handwerk, weiträumiger Handel und somit die Entstehung eines stolzen Bürgertums ermöglichten ein neues Selbstbewusstsein vieler „Laien“. In der Armutsbewegung zählten nicht mehr die kirchlichen Regeln, es fand sich Kritik an der und sogar Gegnerschaft zur Amtskirche, vor allem aber der Versuch, jenseits der dogmatischen Theologie eine arme Jesusnachfolge zu praktizieren, die ihre Le-

<sup>8</sup> Vgl. hierzu vom Verf., Wissenschaft, Philosophie und Theologie im Islam, in: ders., Weltreligion Islam. Eine Einführung, Mainz, Luzern 2000, 267-302.

<sup>9</sup> Aristoteles, De anima, liber III, text. 30: „nihil sine phantasmate intelligit anima.“

<sup>10</sup> Tomas von Aquin, Summa theologica I 84, 3.

<sup>11</sup> Interessant ist, dass diese „Gottesbeweise“ teilweise schon in der griechischen und hellenistischen Philosophie vertreten wurden, dort aber z.B. zu einem „unbewegten Beweger“, also zu einem letzten (monistischen) Prinzip führten, jetzt aber die gleiche Argumentation den personalen Gott des Christentums erweisen soll.

<sup>12</sup> In einem Brief an seinen Ordensgeneral schreibt Thomas: Nec video quid pertineat ad doctrinam fidei, qualiter Philosophi (des Aristoteles) verba exponuntur. Immerhin ging es um die Frage, ob die Materie (so Aristoteles) ewig oder geschöpflich sei.

gitimität in sich selbst trägt. In der Mystik beriefen sich Einzelne auf ihre höchstpersönlichen Erfahrungen, die wichtiger wurden als die kirchlichen Lehren, usf. Kurz: Ein Individualisierungsschub problematisierte die kirchlichen Vorgaben.<sup>13</sup>

Dies hatte Folgen auch für die Philosophie, die ihre durch die Glaubenstradition vermittelte „objektive“ Gewissheit, mit dem subjektiven Denken auch das Seiende erreichen zu können, einbüßte. Das Seiende schien nur noch in der Sinneserfahrung des sichtbaren Einzelnen real; unsere Universalbegriffe haben keine Entsprechung mehr in den konkreten Dingen. Sind unsere Allgemeinbegriffe dann nicht bloß *flatus vocis* und bloße Namen, die wir den Dingen geben? Und kann unser – spekulatives – Denken den Glauben und seine Inhalte ergründen? Muss sich die spekulative Theologie nicht darauf beschränken, logische Erörterungen über die Stimmigkeit von Sätzen, nicht aber über ihren Wahrheitsgehalt anzustellen? Der Weg zur Transzendenz war unserem Denken verschlossen. Inhaltlich muss es genügen, die von Gott in der Bibel geoffenbarten Forderungen an uns für unser praktisches Christsein zu verkünden.

Die in dieser Situation entstandene Frömmigkeitsbewegung der *devotio moderna* (seit Ende des 14. Jahrhunderts) stellte die höchstpersönliche Jesusnachfolge in den Vordergrund und verzichtete auf die intellektuelle – damals noch scholastische – Reflexion der Glaubenslehre. Deswegen war nicht gewiss, ob unsere Begriffe auf Gott zutreffen: Wenn wir ihn gerecht oder liebend nennen, findet das in der Wirklichkeit Gottes wenigstens eine analoge Entsprechung oder ist er ganz anders, vielleicht sogar konträr, zu unseren Vorstellungen? Gott wird als „Willkürgott“ erfahren, weil wir nie wissen können, was die Aussage von seiner Liebe zu uns bei ihm tatsächlich bedeutet. Nur seine Offenbarung in der heiligen Schrift gibt uns durch die in ihr dokumentierten Weisungen Sicherheit, wie unser Leben nach seinem Willen gestaltet werden soll.

<sup>13</sup> Vgl. hierzu vom Verf., *Christentum – Kirche – Individuum*, in: Richard van Dülmen (Hrsg.), *Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Böhlau-Verlag: Köln, Weimar, Wien 2001, 11-40.

Bei allen Unsicherheiten und Problemen blieb aber *die* Grundaussage der mittelalterlichen These bestehen: Gott hat sich geoffenbart und in der heiligen Schrift seinen Willen kundgetan, je nach Richtung auch in weiteren dogmatischen Lehren (Trinitätslehre, Christologie, Erbsünde). Insofern wird diese Epoche weiterhin dem Mittelalter zugerechnet. Allerdings nimmt der Rekurs auf die Offenbarung jetzt zunehmend Züge eines Offenbarungspositivismus an.

Im Grunde gilt dies auch für die folgende Reformation. Zwar brachte sie einen weiteren Individualisierungsschub und läutete dadurch die Neuzeit ein: es geht nicht mehr primär um die Erlösung der Menschheit, sondern um die Frage: Wie finde *ich* den gnädigen Gott? Alle wichtigen soteriologischen Aussagen werden auf „je mich“ bezogen: In Adam habe *ich* gesündigt, Jesus ist *für mich* am Kreuz gestorben, er hat *mich* gerechtfertigt, *ich* kann und soll im Blick auf das Kreuz Jesu an *meine* Rechtfertigung glauben usw. So steht der Mensch als einzelner Gott und Jesus Christus gegenüber, ohne die Vermittlung durch kirchliche Heilsinstanzen. Aber die mittelalterliche These von der objektiven Geltung der *fides*, die in der Bibel sowie den Dogmen der Alten Kirche – die späteren Lehrtraditionen sind nur „Menschenwerk“ – zu finden ist, bleibt auch ihr Ausgangspunkt. Dem evangelischen Theologen und Religionswissenschaftler Ernst Troeltsch (gest. 1923) ist deswegen zuzustimmen, dass die Reformation „eine zweihundertjährige gewaltige Nachblüte des *Mittelalters*“ gebracht habe wegen der „Bindung der erlösenden Gotteserkenntnis an eine absolut suprarationale Autorität und eine diese Autorität handhabende Kirchenanstalt von nicht minder suprarationalem Charakter.“<sup>14</sup>

Dies gilt selbstverständlich auch für die aus der gegenreformatorischen Bewegung hervorgegangene neuzeitliche katholische Theologie. Und bis in die Gegenwart verweisen die Amtstheologien aller Konfessionen im-

<sup>14</sup> Ernst Troeltsch, *Protestantisches Christentum und Kirche in der Neuzeit (Die Kultur und Gegenwart, Ihre Entwicklung und Ziele*, hrsg. von Paul Hinneberg, Teil I, Abt. IV Die christliche Religion mit Einschluss der israelitisch-jüdischen Religion, I. Hälfte: Geschichte der christlichen Religion), Berlin und Leipzig 1906, 265.268 (ganz: 254-269).

mer wieder auf die göttliche Offenbarung als objektive Vorgabe des Christentums, nur im Glauben zu erkennen.

*(wird fortgesetzt)*

\*\*\*

Gerd-R. Puin

## „Mit dem Islam hat das nichts zu tun“ – oder doch?

Im Fernsehen wurde ein Interview mit einem vertriebenen syrischen Christen gezeigt. Der Reporter sagt ihm, dass die hemmungslose Gewaltanwendung des „Islamischen Staates“ nichts mit dem „wahren“ Islam als Religion zu tun habe. Der Flüchtling blickt erstaunt auf und antwortet: Nennen Sie mir bitte einen islamischen Staat, in dem der „wahre Islam“ verwirklicht wird, mit religiöser Toleranz, Achtung der Menschenrechte und Friedfertigkeit. – Auch hierzulande wird gern argumentiert, der wahre Islam, der sich auf den Koran beruft, sei ganz anders, menschenfreundlicher. Dr. Gerd-R. Puin, pensionierter Islamwissenschaftler, protestiert gegen unsaubere Argumentationen.

Das Verbot des IS („Islamischer Staat“) und seiner Anhänger durch die Bundesregierung ist sicher richtig – sind sie doch die „Avantgarde“ derer, die sich klammheimlich über die Erfolge des neuen Kalifats freuen! Wenn man sich die erste Freitagspredigt des neuen „Kalifen“ Bagdadi anhört, ist man erstaunt, denn eine solche Predigt könnte allwöchentlich in jeder Moschee in Europa stattfinden. Der Prediger selbst tritt in beherrschter Attitude auf, ohne Schaum vor dem Mund, ganz wie Bin Laden auch, und seine Zitate aus Koran und Sunna kennt jeder Muslim. Die Texte (Koran, Sunna und evtl. noch die Biogra-

phie des Propheten, die Sira) sind für alle Muslime gleich – nur nehmen die Salafisten sie wörtlich genau, während die Dschihadisten aus ihnen die Aufforderung zum Handeln ableiten. Da man auf „gemäßiger“ Seite die Texte nicht verleugnen kann, tun sich die meisten Muslime schwer mit der absoluten Verurteilung der extremistischen Theologie innerhalb des Islams; man nennt sie „Verbrecher“ oder „Barbaren“, die den Islam „missbrauchen“, doch „Muslime“ bleiben sie allemal; nur der (schiihische) iranische Staatspräsident Rohani hat ihnen (den Sunniten des IS) diese Eigenschaft vor den Vereinten Nationen abgesprochen!

Der Kern des terroristischen Auftrags im Koran ist in Sure 8 Vers 60 formuliert:

*„Und haltet für sie [die Ungläubigen] bereit soviel ihr an Kriegsmacht und Schlachtrossen (Panzer, Flugzeuge, Raketen, Artillerie) aufzubringen vermögt, um damit Allahs und eure Feinde einzuschüchtern, sowie andere außer ihnen, von denen ihr keine Kenntnis habt, wohl aber Allah! Und wenn ihr etwas um Allahs willen spendet, wird es euch (am Jüngsten Tag) vergolten werden, und ihr werdet kein Unrecht erleiden.“*

So die in aller Welt verbreitete englische Koranübersetzung aus Medina, Saudi-Arabien; was hier in runden Klammern steht, ist eine Aktualisierung des Textes, nämlich die modernen Erscheinungsformen von „Schlachtrossen“. – Wenn es in den meisten Übersetzungen sodann heißt, mit diesen Waffen sollen „die Feinde Allahs und eure Feinde“ *ingeschüchtert / abgeschreckt / erschreckt* usw. werden, so ist dies insofern eine Irreführung, als das arabische Verb hier *turhibûna* ist, das nach modernem Verständnis nichts anderes bedeutet als „Terror ausüben gegen ...“ – Unverdächtige Zeugen eines „terroristischen“ Verständnisses dieser Passage sind etwa folgende muslimische Interpreten:

„... so that you may strike terror into the hearts of your enemy and the enemy of Allah ...“ (Malik, 1997, Houston/Texas);

„... by which you may terrify the enemy of Allah and your enemy ...“ (Sahih, 1997, Jeddah);

“... so that you may overawe the enemies of Allah and your enemies ...“ (Mawdudi, 2006, Leicester);

«... Ainsi vous terroriserez les ennemis de Dieu, les vôtres et ...» (Boubakeur, 1994 Alger/Paris).

Da es für diesen Vers auch keine Überlieferung gibt, mit deren Hilfe er sich historisieren ließe, besteht auch für den „gemäßigten“ Muslim kein Grund, ihn inhaltlich zu relativieren. Dies gilt auch für die trostspendenden Verse 169 und 170 in Sure 3:

*„Und betrachte nicht diejenigen, die auf Allahs Weg gefallen sind, als tot. Nein! Sie leben bei ihrem Herrn, und sie werden dort versorgt. Sie freuen sich über das, was Allah ihnen von Seiner Huld gab, und von Freude erfüllt (sind sie) über diejenigen, die ihnen noch nicht gefolgt sind, so dass keine Furcht über sie kommen wird und sie nicht trauern werden.“*

Der Terror von al-Qâ'ida war „avantgardistisch“ in dem Sinne, dass der Dschihad von einer kleinen Gruppe gegen ein großes Ziel (Twin-Towers) durchgeführt wurde. Nach islamischem Recht ist der Dschihad die 6. Säule der Glaubenspflicht, jedoch mit der Einschränkung, dass diese Pflicht dann von der Gesamtheit abfällt, sobald genügend Kämpfer sich dieser Pflicht unterzogen haben. Durch die Avantgarde der 19 Terroristen vom 11. September war diese Bedingung erfüllt.

Nicht weniger spektakulär ist die globalisierte Art des Dschihads: Nun besteht der „Terror“ darin, jeden einzelnen Nicht-Muslim der Gefahr auszusetzen, ermordet zu werden. Vollstrecker sind nun einzelne oder kleine Gruppen von Radikalisierten, und der Ermordete ist ein beliebiges Opfer. Wenn sie sich im Krieg, als Kombattanten gegen ihre Feinde sehen, nehmen sie das islamische Kriegsrecht in Anspruch, nachdem ein Gefangener der Gegenseite entweder getötet, gegen eigene Gefangene auf der Gegenseite eingetauscht oder gegen Lösegeld freigelassen werden kann.

Nichts anderes macht der „Islamische Staat“, der sich auch in seinen sonstigen Handlungen so eng wie möglich an den koranischen Wortlaut wie an die Taten des Propheten Mohammed hält – die ideologi-

schen Führer sind schließlich Theologen und wissen genau, was sie sagen und veranlassen! – Im Übrigen: Alle Handlungen werden explizit „im Namen Allahs“ durchgeführt, was auch für das Köpfen der Gefangenen gilt. Und Vieles, was dem außenstehenden Beobachter als barbarisch erscheint – etwa das Sprengen von verehrten Grabstätten (wie das von Jona) oder von schiitischen Mausoleen –, ist nur die Konsequenz aus dem Ausspruch des Propheten:

*„Der Fluch Allahs komme über die Juden und Christen: Sie haben die Gräber ihrer Propheten zu Gebetsstätten gemacht! Er [Mohammed] warnte vor der Tat, die sie begangen haben.“* (Bukhari)

Die Mehrzahl der Muslime ist von solchen Verbrechen ebenso schockiert wie es Nicht-Muslime sind. Viele protestieren in den islamischen Ländern mit dem Slogan „Not in my name / Nicht in meinem Namen“ – vielleicht sollte man sich wünschen, dass es heißt: „Nicht in Allahs Namen“! Auch bei uns gibt es Gruppen von intellektuellen Muslimen – in Münster und an den anderen drei Universitäten, wo die künftigen Islamlehrer ausgebildet werden –, die gemeinsam mit unseren politischen Vertretern meinen, dass Verbrechen wie die des IS „mit dem Islam nichts zu tun“ haben. Und mancher verkündet sogar, „Islam ist Barmherzigkeit“!

Die Islamverbände behaupten nun, dass das Problem des Dschihadismus ein „gesellschaftliches“ sei, ganz so, als habe „der Islam“ oder „die Muslime“ nichts damit zu tun, und es müsse sich diese Gesellschaft darum kümmern, denn in ihrer Mitte – durch ihre Islamfeindlichkeit, durch ihre mangelhafte Integrationsleistung, kurz: durch ihre Schuld – sei dieser Extremismus erst gewachsen. Als makabrer Beleg muss der Vorwurf herhalten, dass die meisten Opfer des Extremismus ja Muslime sind, vor allem, weil die Behörden die deutschen Dschihadisten nach Syrien ausreisen lassen ...

Das Verbot allein oder die militärische Vernichtung des IS wird nicht ausreichen, den ideologischen Kampf gegen die Dschihadisten zu gewinnen. Was uns in Deutschland betrifft, geht es in dieser Auseinandersetzung gewiss um Integration,

und wenn sie mit Radfahr- und Schwimmkursen für Musliminnen beginnt, ist das zu begrüßen. Doch halten solche Maßnahmen nicht frustrierte Jungen davon ab, von Heldentaten im Diesseits und den Jungfrauen im Paradies zu träumen! Es fehlt hier an einer inner-islamischen Klärung, an einer religiösen Bildung, die über den bloßen Gehorsam gegenüber den Altvorderen hinausgeht. Die muslimischen Gelehrten haben gegen den Salafismus schlechte Karten, weil sie nicht gegen die argumentieren können, die alles Islamische bis hin zum Selbstopfer wörtlich und ernst nehmen.

Ein Blick in die Flut der in gutem Deutsch erscheinenden „salafistischen“ Schriften genügt, um die darin vertretene Geisteshaltung zu erkennen. So empfiehlt etwa Fatima Grimm in ihrem Ratgeber „Frau und Familienleben im Islam“ (Islam. Zentrum München, Nr. 20, S. 42 f.), das Kind ab etwa 15 Jahren „für den Dschihad“ zu erziehen. – In drei Bänden liegt bereits die Sammlung des saudischen Gelehrten Muhammad al-Uthaimin vor. Er schreibt:

*„Sich Ungläubige zu Freunden zu nehmen, indem man ihnen Zuneigung und Beistand entgegenbringt, und sie als Vertraute zu nehmen, ist aufgrund der Aussagen des edlen Qur'an verboten.“*

Ausführlich belegt er dies Verbot mit den Koranversen 58:22, 5:57, 5:51, 3:118, 4:89, 2:120, 3:175, 5:52, 9:28 (Fatawa III, Nr. 383).

Man kann sich nur wundern, wie schwer sich die Intellektuellen bei uns tun, die islamischen Grundtexte oder die Selbstaussagen von Islamisten zur Kenntnis und ihre Motive ernst zu nehmen; Kostprobe: Vor Kurzem titelte die ZEIT: „Eine Religion unter Verdacht. Haben Terror und Unterdrückung wirklich etwas mit dem Islam zu tun?“

Man könnte vermuten, dass diese Frage bei der Deutschen Islamkonferenz (DIK) thematisiert wird. Ihre löblichen Absichten seien hier gar nicht angezweifelt, eher schon ihre Kompetenz, mit einem so heiklen Thema wie dem Islam in Deutschland an die Öffentlichkeit zu treten. Auf ihrer Startseite im Internet verbreitet sie „Erfolgsgeschichten“, die einen Kenner gru-

seln lassen: Da wird ein „poetischer Film – mit überraschenden Koranzitaten ...“ über die Chirurgin Dr. med. Manel Allali angekündigt, in welchem sie, als Motivation für ihre Arbeit, den Koranvers Sure 5 Vers 32 anführt – es ist der „Klassiker“ im christlich-muslimischen Dialog, stets mit der Behauptung verknüpft: „Das steht so im Koran!“ Frau Allali sagt im Film:

*„... Wer ein menschliches Wesen tötet ... so ist es, als ob er alle Menschen getötet hätte. Und wer es am Leben erhält, so ist es, als ob er alle Menschen am Leben erhält...“*

Wie schön wäre es, wenn sich die Muslime den Inhalt dieser Maxime zueigen machen könnten! Freilich führt die Unvollständigkeit des Zitats in die Irre, heißt doch der Vers im Ganzen:

*„Aus diesem Grunde haben Wir den Kindern Isrā'īls vorgeschrieben: Wer ein menschliches Wesen tötet...“*

Nach dem koranischen Wortlaut ist also nicht den Muslimen, sondern den Juden eine solche Ethik von Gott auferlegt! Die Aufgabe der Muslime ist dagegen in dem folgenden Vers 5:33 beschrieben, der an den Vers zuvor mit einem anknüpfenden „innamā / jedoch, vielmehr, indessen“ anschließt:

*„Der Lohn derjenigen, die Krieg führen gegen Allah und Seinen Gesandten ... ist indessen (der), dass sie allesamt getötet oder gekreuzigt werden, oder dass ihnen Hände und Füße wechselseitig abgehackt werden, oder dass sie aus dem Land verbannt werden. Das ist für sie eine Schande im Diesseits, und im Jenseits gibt es für sie eine gewaltige Strafe...“ (Sure 5 Vers 33).*

Es ist also leicht erkennbar, dass die Chirurgin Allali einen Vers des Korans unvollständig zitiert und damit das Gesetz der Juden mit dem der Muslime vertauscht. Die Verknüpfung der Auflage, die Gott den Juden gemacht hat, mit dem ganz anderen, brutalen Gesetz der Muslime im folgenden Vers kann keinem Koranleser entgehen. Somit ist auch klar, dass das unvollständige Zitat nicht ein lässlicher Lapsus oder einfaches, wenn auch gut gemeintes Wunschdenken ist, sondern eine bewusste Verfälschung des koranischen Gebots, das von den Muslimen nichts weniger als einen

unbarmherzigen und von Allah belohnten Krieg gegen die Nicht-Muslime verlangt. Der Vers ist um seinen Anfang gekürzt (ein Verfahren, das im Übrigen, zu Recht, von den muslimischen Gelehrten verboten wird!) und entgegen dem Kontext verwendet, in welchem er im Koran gebraucht wird.

Kann man sich vorstellen, dass es in den Kreisen der Deutschen Islamkonferenz niemanden geben soll, dem dieser Missbrauch eines Koranzitates aufgefallen ist? Als bewusste Desinformation muss ich daher nicht nur den apologetischen Gebrauch des Verses durch Muslime werten, sondern - ganz unerwartet - auch durch ihre willigen nicht-muslimischen Helfer in der DIK, die mit solchen Aktionen offenbar einer Diskussion über die eine oder andere Lehre des Korans den Wind aus den Segeln nehmen wollen.

Es geht doch nicht nur darum, dem Islam in der Diaspora immer mehr Brücken zu bauen, sondern darum, ihn, wenn er denn schon zu Deutschland gehört, mit den Fragen der Aufklärung zu konfrontieren, die die Kirchen oder andere ideologische Systeme längst hinter sich haben. Die Argumentation, "der Islam habe mit alledem nichts zu tun", ist schlicht unehrlich und verhindert eine kritische Auseinandersetzung, die unbedingt geführt werden muss, wenn ein Zusammenleben auf der Basis des Grundgesetzes möglich sein soll.

Im Übrigen bietet jeder nur einigermaßen lange Text die Möglichkeit der inhaltlichen Verdrehung. Auch in der Bibel (Psalm 14 Vers 1) steht z. B.: „Es gibt keinen Gott.“ Der ganze Vers lautet allerdings: „In seinem Herzen redet der Tor: Es gibt keinen Gott.“

\*\*\*

**Helfen zur Selbsthilfe**

www.misereor.de

**MISEREOR**  
DAS HILFSWERK

Urs Eigenmann

## Joseph Ratzinger/Benedikt XVI. und dessen Umgang mit dem Reich Gottes<sup>1</sup>

Vom Verleugnen der Regno-Zentrik zu deren Verteufelung

Joseph Ratzinger/Benedikt XVI. hat bereits als Kardinal in München, danach als Präfekt der Glaubenskongregation und schließlich als Papst neben vielem und vielen anderen die Theologie der Befreiung und deren Vertreter bekämpft. Im Folgenden wird analysiert, was er in seinen Büchern über Jesus von Nazaret zum Reich Gottes und dessen Interpretationen bzw. Interpretationen schreibt. Dies ist für den Streit um die Theologie der Befreiung innerhalb der römisch-katholischen Kirche aus drei Gründen exemplarisch. Zum einen, weil es in diesem Streit um das Reich Gottes geht, das einen zentralen inhaltlichen Aspekt der Unterscheidung zwischen dem prophetisch-messianischen Christentum und der imperial-kolonisierenden Christenheit darstellt. Zum andern, weil die Texte vom wohl prominentesten und kirchenintern mächtigsten Gegner der Theologie der Befreiung stammen. Zum dritten weil sich dieser mit

<sup>1</sup> Um einige Anmerkungen gekürzter Text aus: U. Eigenmann, Von der Christenheit zum Reich Gottes. Beiträge zur Unterscheidung von prophetisch-messianischem Christentum und imperial-kolonisierender Christenheit, Luzern 2014, 54-67. Dem Band liegt Franz Hinkelammerts Erkenntnis zugrunde, dass „[...] die im Zuge der konstantinischen Wende im 4. Jahrhundert erfolgte ‚[...] Christianisierung des Imperiums [...] in Wirklichkeit eine Imperialisierung des Christentums [war]‘. Es fand eine Verkehrung des messianischen Christentums in die imperiale Christenheit statt, die von dieser Welt ist“ (ebd. 9). Die Kernthese lautet, erst die im Untertitel formulierte „[...] Unterscheidung lasse die grundlegenden Konflikte in der römisch-katholischen Kirche zentral theologisch verstehen. Exemplarisch zeigt sich das in den Auseinandersetzungen um die latein-amerikanische Theologie der Befreiung“ (vgl. ebd.).

einigen der profiliertesten Vertreter der Theologie der Befreiung anlegt, ohne diese allerdings namentlich zu nennen. Ausgangspunkt ist das dritte Kapitel *Das Evangelium vom Reich Gottes* im ersten Band der Jesus-Trilogie von Joseph Ratzinger/Benedikt XVI.<sup>2</sup>

## 1. Von der Anerkennung des Reiches Gottes als Mitte der Sendung Jesu zu dessen Verschwinden in einer Christologie ohne Reich Gottes

Das Kapitel beginnt mit den Summarien in den Evangelien nach Markus (vgl. Mk 1, 14 f) und Matthäus (vgl. Mt 4,23; 9,35), nach denen das Evangelium vom Reich Gottes der Inhalt der Verkündigung und der Praxis Jesu war. Danach weist Joseph Ratzinger/Benedikt XVI. auf die politisch brisante Verwendung des Begriffs *Evangelium* für die Sendung Jesu hin, da dieser zuvor nur für Ankündigungen der sich für Gott haltenden Kaiser in Gebrauch war.<sup>3</sup> Mehrmals wird das Reich Gottes als zentraler Inhalt des Evangeliums bezeichnet und dies mit Wortstatistiken belegt.<sup>4</sup> So schreibt er: „Der zentrale Inhalt des ‚Evangeliums‘ lautet: Das Reich Gottes ist nahe. [...] Das Zentrum dieser Ansage ist die Botschaft vom Nahesein von Gottes Reich. Diese Ankündigung bildet tatsächlich die Mitte von Jesu Wort und Wirken.“<sup>5</sup> Er betont die Komplexität des Reiches Gottes und fordert, das Ganze der Botschaft zu berücksichtigen: „Die Realität, die Jesus ‚Reich Gottes, Herrschaft Gottes‘ nennt, ist äußerst komplex, und nur im Annehmen des Ganzen können wir auf seine Botschaft zugehen und uns von ihr führen lassen.“<sup>6</sup> Im letzten Abschnitt des Kapitels erinnert Ratzinger/Benedikt XVI. nochmals an dies: „Das Thema ‚Reich Gottes‘ durchzieht die ganze Verkündigung Jesu.“<sup>7</sup> Das bekräftigt er

auch im zweiten Band über Jesus: „Das Zentrum der Botschaft ist bis ans Kreuz hin – bis zur Kreuzesinschrift – das Reich Gottes, das neue Königtum, für das Jesus steht.“<sup>8</sup>

Nachdem er den biblischen Befund über die Zentralität des Reiches Gottes bei Jesus referiert hat, erklärt er: „Während die Achse der vorösterlichen Predigt Jesu die Botschaft von Gottes Reich ist, bildet die Christologie die Mitte der apostolischen Predigt nach Ostern.“<sup>9</sup> Für ihn ist „[...] Jesus das Reich Gottes in Person [...]“<sup>10</sup>. Im zweiten Band über Jesus verdeutlicht er das, wenn er schreibt: „In Christus ist Gott – die Wahrheit – in die Welt hereingetreten. Christologie ist konkret gewordene Verkündigung von Gottes Reich.“<sup>11</sup> Er hält fest: „Wir können noch einfacher sagen: Jesus verkündet, indem er vom Reich Gottes spricht, ganz einfach Gott, und zwar Gott als den lebendigen Gott, der in der Welt und in der Geschichte konkret zu handeln imstande ist und eben jetzt handelt. Er sagt uns: Gott gibt es. Und: Gott ist wirklich Gott, das heißt er hält die Fäden der Welt in Händen. In diesem Sinn ist Jesu Botschaft sehr einfach, durch und durch theozentrisch.“<sup>12</sup>

Diese sowie alle weiteren Ausführungen von Ratzinger/Benedikt XVI. über das Reich Gottes müssen im Licht jenes Anspruchs gelesen und analysiert werden, den er selbst im Vorwort zum ersten Jesusbuch so formuliert: „[I]ch [...] wollte [...] doch den Versuch machen, einmal den Jesus der Evangelien als den wirklichen Jesus, als den ‚historischen Jesus‘ im eigentlichen Sinn darzustellen.“<sup>13</sup>

Im Sinn dieses Anspruchs steht fest: Jesus hat – biblisch bezeugt und von Ratzinger/Benedikt XVI. mehrmals bestätigt –

<sup>2</sup> Vgl. J. Ratzinger/Benedikt XVI., *Jesus von Nazareth. Erster Teil: Von der Taufe im Jordan bis zur Verklärung*, Freiburg im Breisgau 2007, 73-92.

<sup>3</sup> Vgl. ebd. 76 f.

<sup>4</sup> Vgl. ebd. 77.

<sup>5</sup> Ebd.

<sup>6</sup> Ebd. 89.

<sup>7</sup> Ebd. 92; vgl. ebd. 108.

<sup>8</sup> J. Ratzinger/Benedikt XVI., *Jesus von Nazareth. Zweiter Teil: Vom Einzug in Jerusalem bis zur Auferstehung*, Freiburg im Breisgau 2011, 218.

<sup>9</sup> Ratzinger/Benedikt XVI., *Jesus von Nazareth. Erster Teil* 77.

<sup>10</sup> Ebd. 181.

<sup>11</sup> Ratzinger/Benedikt XVI., *Jesus von Nazareth. Zweiter Teil* 218 f.

<sup>12</sup> Ratzinger/Benedikt XVI., *Jesus von Nazareth. Erster Teil* 85.

<sup>13</sup> Ebd. 20.

nicht sich selbst und nicht Gott an sich verkündet, sondern das Reich Gottes. Jesus hat sich zwar ganz mit dem Reich Gottes identifiziert, hat dieses aber nicht als Ganzes mit sich gleichgesetzt, wenn er seine Jünger aussendet, das Reich Gottes zu verkünden und Kranke zu heilen (vgl. Lk 9,2; 10,9; Mt 10,7), und wenn er von dessen Erfüllung spricht, die noch nicht mit ihm angekommen ist (vgl. Lk 22,16.18). Daraus folgt, dass die Christologie nicht – wie von Ratzinger/Benedikt XVI. behauptet – konkret gewordene Verkündigung des Reiches Gottes ist. Sie ist es schon deswegen nicht, weil sie als klassische Christologie der Konzilien eine Christologie ohne Reich Gottes ist. Wenn Ratzinger/Benedikt XVI. sagt, die Achse der vorösterlichen Predigt Jesu sei die Botschaft vom Reich Gottes, die Mitte der apostolischen Predigt nach Ostern bilde die Christologie, beschreibt er zwar die historische Entwicklung der kirchlichen Lehramtstheologie, ohne sie aber theologisch zu hinterfragen. Er verteidigt, wie Hermann Häring feststellt, „[...] statt des ihm aufgetragenen biblischen ein nizänisches Christentum, statt der katholischen Kirche eine nizänische Konfession [...]. Unter dem Titel ‚Jesus von Nazareth‘ wird der Christus einer entstehenden Staatskirche verteidigt.“<sup>14</sup>

Ratzinger/Benedikt XVI. vermag nicht zu erkennen, dass die klassische, sich orthodox verstehende Christologie, ein Produkt der Verkehrung des prophetisch-messianischen Christentums in die imperiale Christenheit ist. Zentral für diese Christenheit ist deren Reich-Gottes-Vergessenheit. Aber nur um den Preis der Leugnung des Grundsatzes, wonach die Heilige Schrift die „Norma normans non normata, [die] normierende, nicht normierte Norm“<sup>15</sup> ist, kann die faktische Entwicklung vom vorösterlichen Reich-Gottes-Zeugnis Jesu zur nachösterlichen Christologie unkritisch hingenommen werden, weil dadurch die nachösterliche Christologie zu einer das

biblische Zeugnis normierenden Norm erhoben wird. Es findet darin eine Verkehrung statt: Nicht mehr die Bibel ist die „Norma normans non normata, [die] normierende, nicht normierte Norm“, sondern umgekehrt wird das kirchliche Lehramt zur „Norma normans non normata, [zur] normierenden, nicht normierten Norm“. Das aber steht im Gegensatz zu dem, was das Zweite Vatikanische Konzil festgehalten hat, wenn es erklärt, das Lehramt stehe nicht über dem Wort Gottes, sondern diene ihm (vgl. DV 10,2).

Wenn Ratzinger/Benedikt XVI. behauptet, Jesus verkünde, indem er vom Reich Gottes spreche, ganz einfach Gott, er sage uns, dass es Gott gibt und dieser halte die Fäden der Welt in Händen und so sei Jesu Botschaft sehr einfach, durch und durch theozentrisch,<sup>16</sup> dann ist damit eine offenbarungstheologische Problematik angesprochen. Wenn die Offenbarung Gottes in Jesus als *Selbstmitteilung* Gottes begriffen wird, dann offenbart sich in Jesus nicht irgendein Gott, sondern eben der Gott des Reiches und seiner Gerechtigkeit. Das ganze Reich-Gottes-Zeugnis in Wort und Tat offenbart den Gott Jesu und ist konstitutiv für diesen. Vor diesem offenbarungstheologischen Hintergrund ist eine Reduktion des Reich-Gottes-Zeugnisses Jesu auf die Botschaft, es gebe Gott und dieser halte die Fäden der Welt in seinen Händen, unzulässig.

Der Gott, der sich in Jesus offenbart, ist der Gott des Exodus. Dieser Gott hört das Stöhnen der Israeliten (vgl. Ex 2,24). Er sagt, er habe das Elend seines Volkes in Ägypten gesehen, ihre laute Klage über die Antreiber gehört und kenne ihr Leid (vgl. Ex 3,7). Er erklärt, er sei herabgestiegen und wolle sie der Hand der Ägypter entreißen und in ein schönes, weites Land führen (vgl. Ex 3,8). Im Namen dieses Gottes werden Regelungen für das Zusammenleben erlassen (vgl. Ex 20,1-23,33). Im Namen dieses Gottes, mit dem konstitutiv eine befreiende Weltgestaltungsvision auf der Seite der Elenden und Versklavten verbunden ist, bezeugte Jesus das Reich Gottes als Vision erfüllten Lebens (vgl. Joh 10,10) al-

<sup>14</sup> H. Häring, Jesus – logischer gemacht?, in: „Jesus von Nazareth“ kontrovers. Rückfragen an Joseph Ratzinger, Berlin/Münster 2007, 109-120, hier: 119.

<sup>15</sup> J. Werbick, Prolegomena, in: Th. Schneider u. a. (Hg.), Handbuch der Dogmatik, Band 1, Düsseldorf 2009, 1-48, hier: 19.

<sup>16</sup> Vgl. Ratzinger/Benedikt XVI., Jesus von Nazareth. Erster Teil 85.

ler. Dieser biblisch bezeugte Gott des Exodus darf wohl nicht einfach mit dem an den Demiurgen gemahnenden Gott, den es gibt, und der die Fäden der Welt in Händen hält, gleichgesetzt werden.

In Bezug auf die Versuche von Ratzinger/Benedikt XVI., das vorösterliche Reich-Gottes-Zeugnis Jesu mit der nachösterlichen Christologie der Kirche zu identifizieren, müsste daran erinnert werden, dass Jesus die Seinen einlädt, ihm nachzufolgen. Er fordert sie nicht auf, eine Lehre – eine Christologie – über ihn zu entwickeln und diese zu verbreiten. Sondern in der Nachfolge Jesu, in der Bereitschaft, Jesu Glauben heilend und befreiend zu bezeugen, muss sich der Glaube an ihn bewahren. Ohne diese Bereitschaft, verkommt der Glaube an ihn zu einer Form billiger Gnade, einer Gnade ohne Nachfolge.<sup>17</sup> In diesem Sinn könnte ein Wort Jesu (vgl. Mt 7,21) so abgewandelt werden: Nicht jeder, der eine orthodoxe Christologie über mich vertritt, wird in das Himmelreich kommen, sondern nur, wer den Willen meines Vaters im Himmel erfüllt.

Insofern Ratzinger/Benedikt XVI. den Anspruch erhebt, „den Jesus der Evangelien als den wirklichen Jesus, als den ‚historischen Jesus‘ im eigentlichen Sinn darzustellen“ und biblisch begründet festhält, dass das Reich Gottes die Mitte von Jesu Wort und Wirken sei, dann aber behauptet, Jesus habe „ganz einfach von Gott“ gesprochen und verkündet „Gott gibt es“, widerspricht er sich selbst und läuft Gefahr, als Reich-Gottes-Leugner zu gelten.

## 2 Politisch motivierte Diffamierung der Regno-Zentrik

Im Blick auf die Kirchengeschichte weist Ratzinger/Benedikt XVI. zunächst auf die Kirchenväter und deren drei Dimensionen in der Auslegung des Schlüsselwortes vom ‚Reich‘ hin.<sup>18</sup> Zum einen ist es die *christologische*: „Origenes hat Jesus [...] als die *autobasileia* bezeichnet, das heißt als das

Reich in seiner Person. Jesus selbst ist das ‚Reich‘.“<sup>19</sup> Zum andern ist es die *idealistische oder mystische*, „[...] die das Reich Gottes wesentlich in der Innerlichkeit des Menschen angesiedelt sieht. Auch diese Richtung des Verstehens ist von Origenes eröffnet worden. [...] Der Grundgedanke ist klar: Das ‚Reich Gottes‘ findet sich nicht irgendwo auf der Landkarte, [...] sein Ort ist die Inwendigkeit des Menschen.“<sup>20</sup> Als dritte Dimension nennt Ratzinger/Benedikt XVI. die *ekklesiastische*: „Reich Gottes und Kirche werden in unterschiedlicher Weise in Beziehung zueinander gesetzt und mehr oder weniger nahe aneinandergerückt.“<sup>21</sup>

Nach dem Blick auf die Väter wendet er sich der Theologie des 19. und frühen 20. Jahrhunderts zu und erinnert zunächst an Adolf von Harnack als Vertreter der liberalen Theologie. Dieser sah „[...] in der Reich-Gottes-Botschaft Jesu eine doppelte Revolution gegenüber dem Judentum seiner Zeit [...]“<sup>22</sup>, nämlich eine streng individualistische und streng moralische.<sup>23</sup> Danach weist er auf Johannes Weiss und Albert Schweitzer und deren radikal endeschatologische Sicht des Reiches Gottes hin.<sup>24</sup> Diesen wirft er vor: „Es ist offensichtlich, dass da die Theorie stärker war als das Zuhören auf den Text.“<sup>25</sup> Weiter nennt er als Weisen, die naheschatologische Sicht ins heutige Christenleben umzusetzen, jene von Bultmann, der es mit der Philosophie Martin Heideggers versuchte, und jene von Jürgen Moltmann, der im Anschluss an Ernst Bloch eine Theologie der Hoffnung entwickelte.<sup>26</sup>

Schließlich macht er in der katholischen Theologie eine Entwicklung von Zentralsetzungen aus. Sie führte von der vorkonziliarer *Ekklesiozentrik* über die *Christozentrik* und *Theozentrik* nach dem Konzil zu dem, was er als *Regno-Zentrik* bezeichnet.<sup>27</sup> Der Schritt von der Theozentrik zur Regno-Zentrik werde gefordert, um näher an die

<sup>17</sup> Vgl. D. Bonhoeffer, *Nachfolge*, München 1989, 29 f.

<sup>18</sup> Vgl. Ratzinger/Benedikt XVI., *Jesus von Nazareth*. Erster Teil 78 f.

<sup>19</sup> Ebd. 79.

<sup>20</sup> Ebd. 79 f.

<sup>21</sup> Ebd. 80.

<sup>22</sup> Ebd.

<sup>23</sup> Vgl. ebd. 80 f.

<sup>24</sup> Vgl. ebd. 81 f.

<sup>25</sup> Ebd. 82.

<sup>26</sup> Vgl. ebd.

<sup>27</sup> Vgl. ebd. 83.

Gemeinschaft der Religionen heranzurücken, „[...] weil ja auch Gott trennend zwischen den Religionen und zwischen den Menschen stehen kann“<sup>28</sup>.

Um diese Regno-Zentrik, um die Zentralität des Reiches Gottes, geht es Ratzinger/Benedikt XVI. Mit ihr beschäftigt er sich, um sie auf verschiedene Weise zu bekämpfen. So sagt er von ihr, sie sei „[...] eine säkularistische Umdeutung des Reichsgedankens [...], eine neue Sicht des Christentums, der Religionen und der Geschichte im Allgemeinen [...], [um] die angebliche Botschaft Jesu wieder aneignungsfähig [zu] machen“<sup>29</sup>. Er erklärt: „Reich' – das bedeute einfach eine Welt, in der Friede, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung herrschen. Um nichts anderes gehe es.“<sup>30</sup> Dann fragt er: „Aber wenn man näher hinsieht, wird man doch stutzig: Wer sagt uns eigentlich, was Gerechtigkeit ist? Was in der konkreten Situation der Gerechtigkeit dient? Wie Friede geschaffen wird?“<sup>31</sup> Sein Urteil lautet: „Bei näherem Hinsehen erweist sich das alles als utopistisches Gerede ohne realen Inhalt, sofern man nicht im Stillen Parteidoktrinen als von jedermann anzunehmenden Inhalt dieser Begriffe voraussetzt.“<sup>32</sup>

Während Ratzinger/Benedikt XVI. die Autobasileialehre des Origenes und die idealistisch-mystische Deutung des Reiches Gottes durch einige Kirchenväter unkritisch referiert und nicht zu erkennen vermag, dass es sich dabei um eine personalisierende Enthistorisierung bzw. um eine spiritualisierende Verkürzung des Reiches Gottes handelt, attackiert er polemisch-süffisant die Regno-Zentrik, wenn er diese als „utopistisches Gerede ohne realen Inhalt“ abqualifiziert und sie mit irgendwelchen Parteidoktrinen in Verbindung bringt.

Die Tendenz von Ratzinger/Benedikt XVI., das Reich Gottes völlig unpolitisch zu verstehen, soll zunächst im Zusammenhang dessen gesehen werden, wie er im Jesusbuch Christentum und Welt einander zuordnet. Auf der einen Seite wendet er sich

gegen „[d]ie heute weitverbreitete Versuchung, das Neue Testament rein spirituell auszulegen und es von jeder sozialen und politischen Relevanz zu lösen“<sup>33</sup>. Im Kapitel über die Bergpredigt stellt er in Bezug auf die Tora, deren prophetische Entwicklung und Jesu Position fest: „In der Tora erscheint als die grundlegende Norm, an der allein alles hängt, zunächst die Durchsetzung des Glaubens an den *einen* Gott: Nur er, JHWH, darf angebetet werden. Aber nun, in der prophetischen Entwicklung, erhält die Verantwortung für die Armen, die Witwen und die Waisen immer mehr den gleichen Rang wie die Einzigkeit der Anbetung des einen Gottes: Sie verschmilzt mit dem Gottesbild, definiert es ganz konkret. Die soziale Wegweisung ist eine theologische Wegweisung, und die theologische Wegweisung hat sozialen Charakter – Gottes- und Nächstenliebe sind nicht trennbar, und Nächstenliebe erfährt hier als Wahrnehmung der direkten Gegenwart Gottes im Armen und Schwachen eine sehr praktische Definition. [...] Jesus [...] nimmt die von den Propheten weiterentwickelte innere Dynamik der Tora selbst auf und gibt ihr als der Erwählte, mit Gott selbst Aug' in Aug' stehende Prophet (Dtn 18,15) ihre radikale Gestalt.“<sup>34</sup>

Ratzinger/Benedikt XVI. weiß also durchaus um die soziale und damit politisch relevante Dimension der biblischen Botschaft. Auf der anderen Seite schwächt er sie aber ab, wenn er von einer wesentlichen Verträglichkeit der Ordnungen Jesu und des Kaisers spricht: „Der Kaiser und Jesus verkörpern zwei verschiedene Ordnungen der Wirklichkeit, die sich durchaus nicht ausschließen müssen, aber in ihrem Gegenüber den Zündstoff eines auf die Grundfragen der Menschheit und der menschlichen Existenz zielenden Konflikts in sich tragen. ‚Gebt Gott, was Gottes und dem Kaiser, was des Kaisers ist‘, wird Jesus später sagen und so die wesentliche Verträglichkeit der beiden Sphären ausdrücken (Mk 12,17).“<sup>35</sup> Als Beleg für diese „wesentliche Verträglichkeit“ beruft er sich unkritisch auf die Perikope von der Kaisersteuer (vgl. Mk 12,13-17). Diese darf aber

<sup>28</sup> Vgl. ebd.

<sup>29</sup> Ebd. 82 f.

<sup>30</sup> Ebd. 83.

<sup>31</sup> Ebd. 84.

<sup>32</sup> Ebd.

<sup>33</sup> Ebd. 154.

<sup>34</sup> Ebd. 158 f.

<sup>35</sup> Ebd. 38.

nicht nur vom isoliert aus dem Kontext genommenen letzten Vers her verstanden und so zur Legitimation eines schieferlich-friedlichen Nebeneinanders von Kaiser und Gott missbraucht werden, sondern ist als Ganze und in ihrer Komplexität zu analysieren.<sup>36</sup> Ähnlich gelagert ist die Position von Ratzinger/Benedikt XVI., wenn er vom „[...] an sich unpolitische[n] Glaube[n] der Christen [...]“<sup>37</sup> spricht, sich dabei für die rechtmäßige Anerkennung der Obrigkeit unkritisch auf Röm 13,1-7 beruft<sup>38</sup> und den Widerstand der Christen auf den Zusammenstoß mit „[...] totalitären politischen Mächten [...]“<sup>39</sup> beschränkt. Diese Äußerungen von Ratzinger/Benedikt XVI. zeigen, dass er ein Repräsentant der imperial-kolonisierenden Christenheit ist, die keine andere Weltordnung im Sinne des Reiches Gottes anstrebt.

Zur abwertenden Charakterisierung der Regno-Zentrik durch Ratzinger/Benedikt XVI., diese sei eine „säkularistische Umdeutung des Reichsgedankens“ und ein „utopistisches Gerede ohne realen Inhalt“, ist Folgendes anzumerken. Zum einen ist nach dem biblischen Zeugnis der Evangelien das Reich Gottes eine völlig säkulare Größe. Es wird weder mit einem religiösen Glaubensbekenntnis noch mit irgendeiner Form von Kult in Verbindung gebracht. Deswegen macht die Rede von einer „säkularistische[n] Umdeutung des Reichsgedankens“ nicht nur keinen Sinn, sondern offenbart darüber hinaus, dass Ratzinger/Benedikt XVI. das biblische Zeugnis in Bezug auf das Reich Gottes wohl zu wenig genau zur Kenntnis genommen hat. Zum andern intendiert seine Abqualifizierung der Regno-Zentrik als „utopistisches Gerede

ohne realen Inhalt“ zwar eine Abwertung derer, die das Reich Gottes als Zentrum der Sendung Jesu auch heute zentral sehen, offenbart aber zugleich ein doppeltes Defizit. Zum einen besteht dieses Defizit darin, dass die biblisch bezeugte inhaltliche Fülle des Reiches Gottes<sup>40</sup> nicht berücksichtigt wird. Zum andern lässt die Wortwahl „utopistisch“ auf ein theoretisch ungenügend geklärtes Verständnis von Utopie schließen. Im Wort „utopistisch“ ist zwar die Utopie enthalten, diese wird aber durch das „istisch“ als nicht realisierbar hingestellt. So soll wohl jede Art von Utopie, jede Rede und Möglichkeit von Nicht- oder Noch-Nicht-Ort prinzipiell ausgeschlossen werden. Das liefe aber darauf hinaus, überhaupt keine Alternative zur real existierenden Weltordnung zuzulassen und diese damit festzuschreiben. Das widerspräche dem Reich-Gottes-Zeugnis jenes Jesus der Evangelien, den darzustellen Ratzinger/Benedikt XVI. beansprucht. Es geht nicht um die Alternative Negierung jeglicher Utopie versus Negierung von Versuchen total(itär)er Realisierung von Utopien. Erforderlich ist vielmehr eine Kritik der utopischen Vernunft, die ein differenziertes Verständnis des Verhältnisses von Utopien und historischen Projekten entwickelt.<sup>41</sup> Zur Gestaltung der gesellschaftlichen Wirklichkeit sind leitende Utopien notwendig, diese sind aber transzendentaler Natur und können unter den Bedingungen der raum-zeitlich begrenzten *conditio humana* prinzipiell nicht ganz und endgültig historisch realisiert werden. Zentrales Anliegen der Kritik der utopischen Vernunft ist es, Utopien nicht einfach als nicht realisierbar hinzustellen und so in antiutopischer und damit auch antihumaner Weise jede Alternative zur bestehenden Weltordnung zu leugnen. Sie beharrt aber auf der Differenz zwischen dem utopischen Horizont und jedem historischen Projekt, damit nicht durch die Identifizierung eines solchen mit dem utopischen Horizont dieser besetzt und letztlich geleugnet wird. Bib-

<sup>36</sup> Vgl. K. Füssel, „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!“ Aber wer und was gehört zu wem? Eine materialistische Lektüre von Mk 12,13-17, in: K. Füssel/F. Segbers (Hg.), „... so lernen die Völker des Erdkreises Gerechtigkeit.“ Ein Arbeitsbuch zu Bibel und Ökonomie, Luzern/Salzburg 1995, 149-159.

<sup>37</sup> Ratzinger/Benedikt XVI., Jesus von Nazareth. Erster Teil 390.

<sup>38</sup> Vgl. I. Zurkinder, Vorschlag einer Übersetzung von Röm 13,1-7, in: F. J. Hinkelammert, Der Fluch, der auf dem Gesetz lastet. Paulus von Tarsus und das kritische Denken, Luzern 2011, 141-152.

<sup>39</sup> Ratzinger/Benedikt XVI., Jesus von Nazareth. Erster Teil, 390.

<sup>40</sup> Vgl. Eigenmann, „Das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit für die Erde.“ Die andere Vision vom Leben, Luzern 1998, 33-94.

<sup>41</sup> Vgl. F. J. Hinkelammert, Kritik der utopischen Vernunft. Eine Auseinandersetzung mit den Hauptströmungen der modernen Gesellschaftstheorie, Luzern/Mainz 1994.

lisch bezeugt hat das Reich Gottes eine historisch-utopische Doppelstruktur. Es ist kein zu kopierendes Modell der Gesellschaft. Es enthält aber ebenso Kriterien für die Gestaltung der irdischen Wirklichkeit wie es den menschlicher Machbarkeit entzogenen Horizont seiner als Tat Gottes verheißenen Vollendung meint.

Die Art und Weise, wie Ratzinger/Benedikt XVI. die Regno-Zentrik polemisch attackiert, läuft auf eine Diskreditierung des Reiches Gottes selbst als Mitte der Sendung Jesu hinaus. Er sucht jenes Reich Gottes zu entpolitisieren, dessen Bezeugung Jesus in der Kreuzigung durch das römische Imperium das Leben gekostet hat. Sein Reich-Gottes-Verständnis ist nicht jenes des von ihm in Anspruch genommenen „Jesus der Evangelien“. Hätte der „wirkliche Jesus“ ein bloß innerlich-mystisches Reich Gottes verkündet, wäre er wohl altersbedingt in einem Bett sanft entschlafen und nicht als junger Mann vor den Toren der Stadt brutal am Kreuz hingerichtet worden. Der Versuch, das Reich Gottes unpolitisch zu verkürzen, widerspricht dem Zweiten Vatikanischen Konzil, das als erstes Konzil in der Geschichte der Kirche unter dem Titel *Die neue Erde und der neue Himmel* auf die Bedeutung des Reiches Gottes für die Gestaltung der Erde hingewiesen hat (vgl. GS 39).

Die politisch motivierte Diffamierung der Regno-Zentrik durch Ratzinger/Benedikt XVI. deckt ein Zweifaches auf: Zum einen nimmt er die biblisch bezeugte und politisch relevante inhaltliche Fülle des Reiches Gottes nicht zur Kenntnis. Zum anderen verfügt er über keine ausreichende Theorie, um sich differenziert über die Bedeutung des Reiches Gottes für die Gestaltung der Weltordnung äußern zu können, statt die Regno-Zentrik bloß polemisch zu diffamieren. Zudem ist festzuhalten, „[...] dass auch Ratzingers Theologie letztlich eine ‚politische Theologie‘ ist, nur mit anderen Vorzeichen. Deswegen reagiert Ratzinger vermutlich so allergisch gegen all die, die nicht seiner Auffassung entsprechen.“<sup>42</sup>

<sup>42</sup> B. Ogan, „Jesus von Nazareth“. Ein Mystagoge als Glaubenshüter, in: Häring (Hg.), „Jesus von Nazareth“ in der wissenschaftlichen Diskussion, Wien/Berlin/Münster 2007, 291-306, hier: 303.

### 3 Regno-Zentrik ohne Gott?

In seiner Polemik gegen die Regno-Zentrik lässt es Ratzinger/Benedikt XVI. nicht bei Vorwürfen sophistisch-politischer Art bewenden, sondern er greift die Zentralität des Reiches Gottes auch theologisch an, wenn er erklärt: „Vor allem aber zeigt sich: Gott ist verschwunden, es handelt nur noch der Mensch. [...] Unsere zentrale Kritik an dieser säkular-utopischen Idee von Reich hatte gelautet: Gott ist verschwunden. Er wird nicht mehr gebraucht oder stört sogar.“<sup>43</sup> Diese Kritik versucht er damit zu begründen, dass er – ohne allerdings Belege dafür anzuführen oder Namen zu nennen – ein Zerrbild von der Zentralität des Reiches Gottes zeichnet, um sich von diesem zu distanzieren. Er behauptet von der Regno-Zentrik: „Reich“ – das bedeute einfach eine Welt, in der Friede, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung herrschen. Um nichts anderes gehe es.“<sup>44</sup> Zweierlei ist dazu anzumerken. Zum einen ist der abwertende Unterton im Hinweis auf den von der Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen 1983 in Vancouver/Kanada lancierten und inzwischen ökumenisch breit rezipierten konziliaren Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung (GFS) nicht zu überhören. Angesichts der unzähligen Opfer von Ungerechtigkeiten und Kriegen sowie der Zerstörung der natürlichen Lebensgrundlagen hat eine negative Konnotation von GFS etwas Zynisches an sich. Zum anderen enthält der Text zwei Unterstellungen. Jene, die ihren Glauben und ihre Theologie zentral vom Reich Gottes her verstehen, werden – ohne Belege dafür anzuführen – verdächtigt, das Reich Gottes auf den konziliaren Prozess GFS zu reduzieren. Sich für den konziliaren Prozess zu engagieren, heißt aber noch nicht, diesen ganz mit dem Reich Gottes zu identifizieren. Die andere Unterstellung besteht darin, im Blick auf die Zentralität des Reiches Gottes zu behaupten „Gott ist verschwunden“. Der verschwiegene Text enthält die diffamierende Unterstellung, die Vertreter der

<sup>43</sup> Ratzinger/Benedikt XVI., Jesus von Nazareth. Erster Teil 84.

<sup>44</sup> Ebd. 83.

Zentralität des Reiches Gottes kämen ohne Gott aus oder würden ihn gar leugnen.

Insofern Ratzinger/Benedikt XVI. für sich beansprucht, „den Jesus der Evangelien als den wirklichen Jesus, als den ‚historischen Jesus‘ im eigentlichen Sinn darzustellen“ und selber im Reich Gottes das Zentralthema der Botschaft Jesu erkennt, aber Vertretern der Zentralität des Reiches Gottes unterstellt, dieses reduktionistisch zu verkürzen und dabei gar Gott außen vor zu lassen, gilt wohl auch hier das von Enrique Dussel im Zusammenhang mit der ersten Instruktion der Kongregation für die Glaubenslehre über einige Aspekte der „Theologie der Befreiung“ von 1984 gefällte Urteil über Ratzinger: „Kein Zeichen großer Ernsthaftigkeit und Genauigkeit.“<sup>45</sup>

#### 4 Nähe der Regno-Zentrik zur satanischen Versuchung und deren Verkehrung in eine luziferische

Selbst die Unterstellung, die Regno-Zentrik komme ohne Gott aus, ist für Ratzinger/Benedikt XVI. nicht genug der Kritik. Er geht noch einen entscheidenden Schritt darüber hinaus, wenn er – ohne das zu belegen – von der Regno-Zentrik zunächst behauptet: „Der Glaube, die Religionen werden finalisiert auf politische Ziele hin. Nur das Einrichten der Welt zählt. Religion zählt so weit, wie sie dabei behilflich sein kann“<sup>46</sup>, und dann als Verdikt formuliert: „Die Nähe dieser nachchristlichen Vision von Glaube und Religion [sie auf politische Ziele hin zu finalisieren, U.E.] zur dritten Versuchung Jesu ist beunruhigend.“<sup>47</sup> Dabei bezieht er sich auf die dritte Versuchung Jesu im Matthäusevangelium, zu der er im 2. Kapitel seines Jesus-Buches ausführte: „Kommen wir zur dritten und letzten Versuchung, dem Höhepunkt der ganzen Geschichte. Der Teufel führt den Herrn visionär auf einen hohen Berg. Er zeigt ihm alle Königreiche der Erde und deren Glanz

und bietet ihm das Weltkönigtum an. Ist das nicht genau die Sendung des Menschen? Soll er nicht der Weltkönig sein, der die ganze Erde in einem großen Reich des Friedens und des Wohlstandes vereinigt?“<sup>48</sup> Durchaus kirchenkritisch erklärt er dann zu dieser Versuchung: „Ihr wahrer Gehalt wird sichtbar, wenn wir sehen, wie sie die Geschichte hindurch immer neue Gestalt annimmt. Das christliche Kaisertum versuchte alsbald, den Glauben zum politischen Faktor der Reichseinheit zu machen. Das Reich Christi soll nun doch die Gestalt eines politischen Reiches und seines Glanzes erhalten. [...] Der Kampf um die Freiheit der Kirche, der Kampf darum, dass Jesu Reich mit keinem politischen Gebilde identifiziert sein kann, muss alle Jahrhunderte geführt werden.“<sup>49</sup>

Bevor auf diese Kritik an der Regno-Zentrik eingegangen wird, sei hier der Wortlaut aus dem Matthäusevangelium zitiert: „Wieder nahm ihn [Jesus] der Teufel [*diábolos*] mit sich und führte ihn auf einen sehr hohen Berg; er zeigte ihm alle Reiche der Welt mit ihrer Pracht und sagte zu ihm: Das alles will ich dir geben, wenn du dich vor mir niederwirfst und mich anbetest. Da sagte Jesus zu ihm: Weg mit dir, Satan! Denn in der Schrift steht: *Vor dem Herrn, deinem Gott, sollst du dich niederwerfen und ihm allein dienen.* Darauf ließ der Teufel [*diábolos*] von ihm ab, und es kamen Engel und dienten ihm“ (Mt 4,8-11).

Ratzinger/Benedikt XVI. rückt die Regno-Zentrik in die Nähe der dritten Versuchung Jesu, nachdem er sie mit Parteidoktrinen in Verbindung gebracht und ihr das Verschwindenlassen Gottes unterstellt hat. Aufgrund dieser polemischen Stoßrichtung muss die von ihm daraufhin behauptete Nähe der Regno-Zentrik zur dritten Versuchung Jesu dahingehend interpretiert werden, dass jene, die das Reich Gottes zentral sehen, verdächtigt werden, sich vor dem Teufel niederzuwerfen und ihn anzubeten. Vernichtender könnte eine Kritik ja wohl kaum ausfallen.<sup>50</sup>

<sup>45</sup> Dussel, Prophetie und Kritik. Entwurf einer Geschichte der Theologie in Lateinamerika, Freiburg/Brig 1989, 94.

<sup>46</sup> Ratzinger/Benedikt XVI., Jesus von Nazareth. Erster Teil 84.

<sup>47</sup> Ebd.

<sup>48</sup> Ebd. 67.

<sup>49</sup> Ebd. 68 f.

<sup>50</sup> Deshalb ist es erstaunlich, dass in keiner der konsultierten Publikationen zu den Jesusbüchern von

Diese begründete Interpretation vorausgesetzt, ist daran zunächst Folgendes beunruhigend. Als einer, der über dreißig Jahre lang die Befreiungstheologie bekämpft hat, muss er wissen, wen er mit seinem Vorwurf trifft. Es sind dies [...] unter vielen anderen die Theologen Leonardo Boff, Ignacio Ellacuría, Jon Sobrino und deren Mitbrüder sowie Bischof Óscar Romero. Beunruhigend ist, dass jemand von einem ziemlich geschützten Arbeitsplatz im Vatikan aus jene in die Nähe der diabolisch-satanischen Versuchung rückt, die aufgrund ihrer Option für die Armen das Reich Gottes gegen das US-amerikanisch-kapitalistische Anti-Reich bezugten und deswegen nicht nur verfolgt wurden, sondern – wie Bischof Romero und die Mitbrüder von Jon Sobrino – niedergeschossen oder massakriert worden sind.

Vor diesem Hintergrund macht es keinen Sinn, jenen, für die das Reich Gottes zentral ist, zu unterstellen, die Reiche der Welt anzuerkennen. Genau das haben sie ja nicht getan bzw. tun sie weiterhin nicht, sondern haben der ihnen unterstellten Versuchung widerstanden bzw. widerstehen ihr nach wie vor. Dadurch sind sie Opfer der real existierenden Reiche der Welt in Form der Pax Americana und der Pax Capitalistica geworden. Es ist auch in der ganzen Theologie der Befreiung – entgegen der Unterstellung durch Ratzinger/Benedikt XVI. – keine Spur davon zu erkennen, dem Reich Christi die als Projekt des christlichen Kaisertums angeführte Gestalt eines politischen Reiches geben zu wollen. Wenn nicht das Erliegen gegenüber der satanischen Versuchung beunruhigend ist, kann es – unter der Voraussetzung, dass es nur

---

Ratzinger/Benedikt XVI. mit über hundert Beiträgen auf über 1'500 Seiten auf diese Kritik eingegangen wird. Vgl. „Jesus von Nazareth“ kontrovers; Th. Söding (Hg.), das Jesus-Buch des Papstes. Die Antwort der Neutestamentler, Freiburg im Breisgau 2007; H. Hoping/M. Schulz (Hg.), Jesus und der Papst. Systematische Reflexionen zum Jesus-Buch des Papstes, Freiburg im Breisgau 2007; J.-H. Tück (Hg.), Annäherungen an „Jesus von Nazareth“. Das Buch des Papstes in der Diskussion, Ostfildern 2007; Häring (Hg.), „Jesus von Nazareth“ in der wissenschaftlichen Diskussion; H. Häring, Der Jesus des Papstes. Passion, Tod und Auferstehung im Disput, Berlin/Münster 2011; Th. Söding (Hg.), Tod und Auferstehung Jesu. Theologische Antworten auf das Buch des Papstes, Freiburg im Breisgau 2011.

um Erliegen oder Verweigern geht – nur die Verweigerung sein. Beunruhigend für Ratzinger/Benedikt XVI. wäre dann nicht die zunächst vermutete Tatsache, dass sich die Vertreter der Regno-Zentrik dem Satan unterwerfen, sondern beunruhigend wäre für ihn, dass sie der Versuchung des Satans widerstehen. Dann wären nicht die Reiche der Welt und deren Pracht des Teufels, sondern das Reich Gottes selbst wäre es. Der Teufel hieße in diesem Fall aber nicht mehr Satan als Fürst und Garant der herrschenden Reiche der Welt, sondern der Teufel hieße jetzt Luzifer. Luzifer wird im Mittelalter bei Bernhard von Clairvaux zu einem Namen für den Teufel.<sup>51</sup> Aus dem Namen Luzifer, der Lichtträger, der noch im 4. Jahrhundert eine Bezeichnung für Jesus Christus, ein christlicher Taufname und der Name des Bischofs von Cagliari auf Sardinien war, wird ein Name für den Teufel. Luzifer als Teufel steht für die Verteufelung des von Jesus bezugten Reiches Gottes. Teuflich ist nicht mehr, die Welt im Sinne Satans so zu lassen, wie sie ist mit all ihren Ungerechtigkeiten und Opfern, sondern verteufelt wird jetzt, eine andere Welt im Sinne des Reiches Gottes zu wollen.

Im Blick auf den biblischen Text (vgl. Mt 4,8-10) gibt es logisch nur die zwei Möglichkeiten, sich entweder dem Satan zu unterwerfen oder sich ihm zu verweigern. Ratzinger/Benedikt XVI. erfindet nun aber im Kapitel über die Versuchungen Jesu so etwas wie eine dritte Möglichkeit. Zunächst paraphrasiert er den biblischen Text: „Der Teufel führte den Herrn visionär auf einen hohen Berg. Er zeigte ihm alle Königreiche der Erde und deren Glanz und bietet ihm das Weltkönigtum an.“<sup>52</sup> Gleich im Anschluss daran fragt er ebenso polemisch wie rhetorisch: „Ist das nicht genau die Sendung des Menschen? Soll er nicht der Weltkönig sein, der die ganze Erde in einem großen Reich des Friedens und des Wohlstands vereinigt?“<sup>53</sup> Das wäre dann die Ratzinger/Benedikt XVI. beunruhigende Nähe zur dritten Versuchung Jesu, die

<sup>51</sup> Vgl. F. J. Hinkelammert, Luzifer und die Bestie. Eine fundamentale Kritik jeder Opferideologie, Luzern 2009, 181 f.

<sup>52</sup> Ratzinger/Benedikt XVI., Jesus von Nazareth. Erster Teil 67.

<sup>53</sup> Ebd.

ganze Erde in einem großen Reich des Friedens und des Wohlstands zu vereinen. Für seine Behauptung, eine in Frieden und Wohlstand vereinte Welt sei ein Projekt des Teufels, bleibt er jeden Beweis schuldig. Im biblischen Text spricht der Teufel nicht von einer noch aufzubauenden, in Frieden und Wohlstand vereinten Welt, sondern von den existierenden Reichen der Welt und ihrer Pracht, als deren Herr er sich ausgibt. In diesem Sinne läßt im Matthäusevangelium der Teufel Jesus ein, sich ihm zu unterwerfen und dafür alle Reiche der Welt und ihre Pracht zu erhalten (vgl. Mt 4, 8 f.). Jesus verweigert dies mit der Begründung, nur vor Gott, dem Herrn soll man sich niederwerfen und nur ihm dienen (vgl. Mt 4, 9 f.). In dieser Zurückweisung des Satans und seines Angebots durch Jesus ist das Reich Gottes oder das Himmelreich abwesend gegenwärtig, weil dessen Nähe Jesus bezeugt zu haben, einige Verse später festgehalten wird (vgl. Mt 4,17) und Jesus sich im Namen dieses Himmelreiches oder Reiches Gottes dem Satan verweigert. Im Text des Matthäusevangeliums geht es um die Alternative zwischen den Reichen der Welt und ihrer Pracht auf der einen und dem Himmelreich oder Reich Gottes auf der anderen Seite. Von einem Dritten ist im Evangelium nicht die Rede. Ratzinger/Benedikt XVI. erfindet aber ein solches, obwohl er beansprucht, „[...] den Jesus der Evangelien als den wirklichen Jesus, als den ‚historischen Jesus‘ im eigentlichen Sinn darzustellen“<sup>54</sup>. Er unternimmt dies, um von einem großen Reich des Friedens und des Wohlstands zu sprechen und dieses dann mit den vom Satan angebotenen Reichen der Welt und ihrer Pracht gleichzusetzen. Durch diese Gleichsetzung aber geschieht eine Verkehrung. Die real existierenden Reiche der Welt mit einer Wirtschaft, die tötet, sind das Gegenteil einer Welt des Friedens und Wohlstands. Durch diese Verkehrung werden Frieden und Wohlstand verteufelt. Wenn Frieden und Wohlstand, die lediglich eine kleine Minderheit der Menschheit genießen, verteufelt werden, heißt das, Frieden und Wohlstand jener großen Mehrheit der Menschen zu verweigern, die heute unter struktureller Gewalt und kriegerischen

Auseinandersetzungen leiden und im Elend darben. Das aber hat ganz und gar nichts zu tun mit dem von Jesus bezeugten Reich Gottes als Leben in Fülle für alle (vgl. Joh 10,10).

Insofern Ratzinger/Benedikt XVI., das Streben nach Frieden und Wohlstand in die Nähe der satanischen Versuchung rückt, liest er nicht nur etwas in den biblischen Text hinein, sondern nimmt eine Verkehrung vor. Nicht die vom Satan geforderte vorbehaltlose Anerkennung der bestehenden Reiche der Welt mit ihren vielfältigen Formen von Gewalt und der Bereitschaft, den Tod von Menschen und der Natur in Kauf zu nehmen, ist teuflisch. Sondern teuflisch ist es, auf der Seite der Opfer zu stehen und deswegen eine Welt anzustreben, die sich im Sinne des Reiches Gottes an den materiellen, sozialen und religiös-kulturellen Bedürfnissen aller Menschen orientiert.<sup>55</sup> Der Teufel dieser Versuchung ist nicht mehr Satan, sondern Luzifer als Umkehrung von Jesus Christus. Ratzinger/Benedikt XVI. verkehrt die satanische Versuchung, die Reiche der Welt und ihre Pracht anzuerkennen, in eine luziferische Versuchung, die darin besteht, im Namen und im Sinne des Reiches Gottes eine andere Welt zu wollen, die Reich-Gottes-verträglich ist. Ratzinger/Benedikts' XVI. Verkehrung zeigt sich auch darin, dass er ein politisch relevantes Verständnis von Reich Gottes als *nachchristliche* Vision von Glaube und Religion diffamiert, obwohl nach dem *urchristlichen* Zeugnis die politische Dimension des Reiches Gottes offenkundig ist, wie die Kreuzigung Jesu durch die Pax Romana offenbart und woran das Zweite Vatikanische Konzil (vgl. GS 39) als erstes Konzil der Geschichte wieder erinnert hat.

*Urs Eigenmann (\*1946 in Bern) ist ein Schweizer katholischer Theologe und Philosoph. Er studierte Philosophie und Theologie in Luzern und Münster (Westfalen). Er wurde 1973 zum Priester geweiht und promovierte 1984 mit einer Dissertation über Hélder Câmara.*

\*\*\*

<sup>54</sup> Ebd. 20.

<sup>55</sup> Vgl. Eigenmann, „Das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit für die Erde“ 93 f.

Irmgard Rech

## Unglücklich die Religion, die Märtyrer braucht

Fragen an die kirchliche Märtyrerverehrung

Wenn es ein eindeutiges Indiz für die Modernität in der Entwicklung der westlichen Zivilisation gibt, dann ist es die Tatsache, dass die Menschen nicht mehr bereit sind, für eine Ideologie, eine religiöse Wahrheit oder für das Vaterland in den Tod zu gehen. Man setzt auf die Werte der Demokratie und des Rechtsstaates und will dafür Überzeugungsarbeit leisten. Bundespräsident Gauck findet dafür bei seiner Rede zum deutschen Überfall auf Polen vor 75 Jahren am 1. September in Danzig die Formulierung: „Weil wir am Recht festhalten, es stärken und nicht dulden, dass es durch das Recht des Stärkeren ersetzt wird, . . . stehen wir ein für jene Werte, denen wir unser freiheitliches und friedliches Zusammenleben verdanken.“

### Märtyrer als Leitbild für Soldaten

Einzustehen für die freiheitlich-pluralistische Demokratie, nicht für sie zu sterben oder andere dafür in den Tod zu schicken, dieses Wollen bewahrt unsere Politiker davor, auf Putins widerrechtliche Annexionspolitik mit kriegerischer Sprache zu reagieren. Im 2. Weltkrieg hat Hitler die Vaterlandsliebe missbraucht und Soldaten in einen Vernichtungskrieg geschickt, in dem sie als „Helden“ gefallen sind. Die katholischen Bischöfe haben bei der Heldenverehrung geholfen, indem sie in ihrem Hirtenbrief von 1943 der „toten Helden“ gedachten, die „in ihrem Herzen größte Liebe hatten“. Für diesen Heldentod im Kampf gegen den Feind galt das himmlische Lohnversprechen genauso wie für den Märtyrer. Es klingt nach Todesversessenheit, wenn sie schrieben: „Deutschland muss leben, auch wenn wir sterben.“ War hier nicht der Märtyrer zum Leitbild des

Soldaten geworden? Sein Tod für den christlichen Glauben wurde als Bluttaufe verstanden, der sofort zur Seligkeit führt. Für beide, für den im Krieg gefallenen Soldaten wie für den Märtyrer wurde der Begriff „Held“ gebraucht. Noch nach dem 2. Weltkrieg, als der Heldenbegriff längst anrüchig geworden war, erschien 1958 von A. Hamman (O.F.M.) das Buch „Das Heldentum der frühen Märtyrer“.

### Verfolgte Christen wollen leben, nicht sterben

Heute, da in Syrien und im Iran durch die fundamentalistisch gesteuerte, märtyrerbereiten IS-Terroristen eine Christenverfolgung furchtbaren Ausmaßes stattfindet, kommentiert M. Drobinski in der SZ vom 30./31. August: „Die Christen dort wollen keine Märtyrer sein, anders als viele ihrer Vorgänger im alten Rom, die sich im heiligen Eifer vor hungrige Löwen knieten. Sie wollen schlicht leben, ohne beraubt zu werden, ohne Todesangst zu haben um ihre Kinder und sich. Doch sie werden nun Opfer der Entwicklung der vergangenen Jahrzehnte in der Region und der Welt.“

In diesem Kommentar setzt sich ein Journalist gegen alle Fundamentalisten, die weiterhin Märtyrer brauchen, für das Menschenrecht ein, „anders zu glauben – oder eben gar nicht“. Und das tut er mit einer nüchtern sachlichen Sprache, die weit weg ist von jeder christlich verbrämten Todes- und Märtyrerverklärung. Es gilt, die Religionsfreiheit als zivilisatorische Errungenschaft zu werten, die „gegen die Macht und Gewalt der Kirchen“ erkämpft wurde. Den Christen wird gesagt, dass Jesus gerade für dieses Menschenrecht mit seinem Leben bezahlt habe. Damit ruft er ins Bewusstsein, dass im christlichen Westen lange Zeit „Andersgläubige benachteiligt“, zu ergänzen wäre, verfolgt und getötet wurden. Zu vergessen sei auch nicht, dass „europäische Kolonialherren“ - zu ergänzen wäre auch Missionare – Grundlagen für „die heutigen Religionskonflikte“ gelegt haben. Gegen jedes christliche Überlegenheitsbewusstsein muss resümiert werden, Christen haben durch Verfolgung von Gewaltherrschern den Märtyrertod erlitten. Das hat die offiziellen Führer der Kirche aber nicht daran gehindert, selbst Abweichler vom vorge-

schriebenen Glaubensbekenntnis und Anhänger anderer Religionen, vor allem die jüdischen Glaubens, zu verfolgen und zu töten. Da fragt es sich, ob die Märtyrer für diese Kirche gestorben sind?

## Religionsfreiheit als neue Zuordnung von Wahrheit und Freiheit

Inzwischen wird auch von katholischen Theologen die Erklärung über die Religionsfreiheit des II. Vatikanischen Konzils als vielleicht bedeutendster theologischer Fortschritt gepriesen. Darin geht es um eine neue Zuordnung von Wahrheit und Freiheit. Wahrheit darf nicht mehr wie in den vielen Jahrhunderten davor auf Kosten der Gewissensfreiheit bestimmt werden. Demnach darf niemand gegen seinen Willen zur Annahme eines Glaubens gezwungen werden. Dabei bekennt das Konzil zum ersten Mal, dass in der Vergangenheit die Kirche selber gegen die Religionsfreiheit verstoßen hat mit der Inquisition und der Verurteilung von Häretikern zum Tode. Seitdem müsste gerade die Glaubenskongregation aufgrund ihrer Verbrechen in der Vergangenheit auf jeden Fall bemüht sein, sich mit überzogenen Wahrheitsansprüchen zurückzuhalten und sich für mehr innerkirchliche Freiheit einzusetzen.

## Martyrium nicht mehr Beweis göttlicher Wahrheit

Ferner ist es heute ebenso angebracht, im Lichte dieser Konzilerklärung über die Religionsfreiheit die Märtyrerverehrung der Kirche zu überdenken. Von den christlichen Apologeten wurden die Märtyrer der Frühzeit als Nachweis für den göttlichen Ursprung des Christentums verwendet. Keine andere Religion habe durch die Jahrhunderte so viele Märtyrer hervorgebracht, die für die Wahrheit des christlichen Glaubens gestorben seien, wird auch heute mit Stolz festgehalten. In der Liturgie erlangten die Märtyrer den Vorrang vor allen übrigen Heiligen. Von ihnen erhoffte man sich mehr Gnaden und eine wirksame Fürsprache, wodurch ein weitverzweigter Reliquienhandel mit oft gefälschten Märtyrerknochen prächtig gedieh. Von Missionaren ist bekannt, dass sie in sich eine Seh-

sucht nach dem Martyrium nährten und Martyrien als ein wirksames Mittel der Glaubensverbreitung in den Missionen angesehen haben.

Die theologischen Lehrsätze über das Martyrium haben bei den Gläubigen nicht wenig zu einem heiligen Furor beigetragen, sich nach ihm zu sehnen. Während im NT das Wort *martyres* für die Apostel im rein juristischen Sinn als Zeugen des Lebens und Wirkens Jesu gebraucht wurde, erhielt es nach dem Tod der Apostel erst die Bedeutung „Blutzeuge“. Seitdem gilt das Martyrium als höchster Akt der Liebe und als vollkommene Angleichung an Christus und wurde so zum sicheren Weg zur ewigen Seligkeit. Jesus selber wie nach ihm seine Anhänger lebten in der Endzeiterwartung, in der die Bereitschaft, Glaubenskämpfe zu führen und sein eigenes Leben dabei nicht zu schonen, sehr hoch war. Glaube war immer mit einem intoleranten Wahrheitsanspruch verbunden. Hinzu kam, dass im hellenistischen Weltbild die physische Existenz von geringem Wert war.

## Martyrium aus freier Gewissensentscheidung

Die Toleranz ist erst eine Errungenschaft der Neuzeit. Mit der Erklärung zur Religionsfreiheit hat sich auch die Kirche zur Toleranz verpflichtet. Wer mit dem Anspruch auftritt, im Besitz absoluter ewiger Wahrheit zu sein, verweigert sich jedem Dialog mit anderen Religionen oder Weltanschauungen, schreckt wie alle fundamentalistischen Ausleger religiöser Lehren vor Gewalt nicht zurück und braucht heldenhafte Märtyrer. Solange es in der Welt solche Fanatiker der Intoleranz noch gibt, wird es keinen Fortschritt geben, wenn auch Märtyrer Wahrheitsfanatiker sind. Ein Martyrium sollte nur aus freier Gewissensentscheidung angenommen werden und nicht für Dogmen und Gesetze einer Religion oder aus einer himmlischen Lohnerwartung. So haben die wenigen katholischen Kriegsdienstverweigerer im Nationalsozialismus die Hinrichtung auf sich genommen allein aus ihrem christlichen Gewissen heraus für eine freie Welt ohne Krieg. (Vgl. den Artikel von Johannes Schmitt)

Von dieser modernen Erkenntnis ausgehend darf bei der Märtyrerverehrung nicht mehr die Wahrheitsbeglaubigung triumphalistisch herausgekehrt werden. Gefragt werden muss dagegen, ob die Kirche im Sinne der jesuanischen Botschaft vom kommenden Reich Gottes in der Welt wirkt, für die sich Märtyrer mit einem überzeugenden Leben eingesetzt haben. Die katholische Kirche hat in ihrer Hierarchie noch manche fundamentalistisch ausgerichteten Hardliner, die sich dem Aufruf des II. Vatikanischen Konzils verweigern, die Botschaft Jesu in die heutige Welt zu transformieren. Nun haben wir in Franziskus einen Papst, der diesen Hardlinern nicht offen entgegentritt, der aber auf seinen Reisen und in seinen Reden dialogbereit auf die Menschen zugeht und dadurch eine Transformation alter dogmatischer Standpunkte einleitet.

### Papst Franziskus und das Erbe der koreanischen Märtyrer

Das lässt sich gut an seiner Koreareise beobachten. Er hat dort 124 Märtyrer selig gesprochen. Die zwischen 1791 und 1866 Hingerichteten wurden auf riesigen Bildschirmen in ihren alten koreanischen Trachten gezeigt. So stärkte er das Selbstbewusstsein einer Kirche, die stark am Wachsen ist. Fragt man nach Gründen für diesen massenhaften Märtyrertod (mehr als 10.000 Katholiken starben ihres Glaubens wegen), erfährt man, dass es die dogmatisierte Göttlichkeit Jesu war, die sie dazu trieb, ihm und den Lehren der Kirche mehr zu vertrauen als den Lehren des Konfuzius. In Konflikt gerieten sie vor allem mit der traditionellen Ahnenverehrung. Aus diesem blutigen Zwist mit der einheimischen Kultur und Religion entnimmt Franziskus das für unsere heutige Welt so notwendige Vermächtnis: Das Erbe der Märtyrer kann alle Männer und Frauen guten Willens anregen, in Eintracht für eine gerechtere, freiere und versöhnte Gesellschaft zu arbeiten. Steckt in dieser Botschaft nicht eine Absage an jede Wahrheitskonfrontation und der Appell, statt dessen nach einem versöhnten Zusammenleben der verschiedenen Glaubensgemeinschaften wie aller Nichtglaubenden zu streben, um gemeinsam für die Gerechtigkeit

und den Frieden zu arbeiten. Für die Kirche stellt der Papst Christus wieder an die erste Stelle, der uns bittet, an der Seite der Notleidenden zu stehen.

### Versöhnte Zusammenarbeit auch innerhalb der Kirche

Aber Papst Franziskus muss sich fragen lassen, wie ernst ihm sein Appell an versöhnte Zusammenarbeit auch in der Kirche selber gilt. Er muss, weil Kirche Licht in der Welt sein soll, dafür sorgen, dass die Erklärung zur Religionsfreiheit in ihren Konsequenzen für mehr Freiheit theologisch und rechtlich ausgearbeitet wird, insbesondere für mehr Rechte der Laien und für das Recht der Frauen auf Ämtergleichheit. Der in menschlichen Gesten und Worten so erfinderische Papst müsste um seiner eigenen wie der Glaubwürdigkeit der Kirche willen sich zuallererst mit den Frauen versöhnen, die ein prophetisches Zeichen gesetzt haben, indem sie ihrem Gewissen gefolgt sind und jetzt schon – contra legem – als katholische Priesterinnen im Geiste Jesu an vielen Stellen der Welt den notleidenden Menschen dienen.

\*\*\*

Mit 2€ im Monat helfen:

www.2-Euro-helfen.de  
0180/2 22 22 10  
(0,06 €/Anruf)

two  
for one world

MISEREOR  
DAS HILFSWERK

Horst Hohmann

## Die Altlasten zweier Pontifikate

(Fortsetzung aus Nr. 4-5/2014)

In der ersten Folge wurde ein Überblick gegeben über die Personalpolitik der beiden letzten Päpste, die theologisch und kirchenpolitisch reaktionäre Bischöfe installierte und damit auch den Spielraum des jetzigen Papstes einengt.

### Zweitens: Lehramtliche Weichenstellungen

Ich werde in diesem Abschnitt auf einige der wichtigsten von Johannes Paul II. und Benedikt XVI. vorgenommenen Kursänderungen bei der Gewichtung von Glaubens- und Sittenfragen eingehen und u.a. zeigen, wie sie damit die Intentionen des 2. Vatikanischen Konzils unterlaufen haben und mit ihrem „Kutter“ immer wieder auch bei den Pius-Brüdern und bei anderen radikal-fundamentalistischen Vereinigungen „anlegten“!

Schon bald nach seiner Amtsübernahme griff Johannes Paul II. die Empfehlung von Johannes XXIII. auf, ein neues Kirchenrecht (Codex Iuris Canonici – CIC) erarbeiten zu lassen. 1983 war der Text unterschriftsreif und wurde schließlich vom Papst approbiert. Ein in allen Punkten den Absichten der Konzilsväter nachempfunden neues Gesetzbuch der Kirche? Ich vertrete den Standpunkt, dass mit dem Inkrafttreten des neuen Kodex nicht nur das Gebot der „Kollegialität“ zwischen dem Bischof von Rom und den Ortsbischöfen immer häufiger missachtet wurde und einem breitschultrig auftretenden „römischen Zentralismus“ (gegenüber den „nachgeordneten Verwaltungseinheiten“) weichen musste, sondern dass überhaupt das seit urchristlichen Zeiten geltende und vom Konzil häufig beschworene Prinzip der

„Subsidiarität“ (was auf einer kompetenten unteren Ebene beschlossen und ausgeführt werden kann, muss nicht auf eine höhere Ebene delegiert werden) mehr und mehr in Vergessenheit geriet, ja regelrecht abgewertet wurde. Man kann nicht deutlich genug darauf hinweisen, dass es bei diesen Vorgängen theologisch ans „Eingemachte“ ging. Denn es handelte sich wohlgerne nicht einfach „nur“ um ein paar „geringfügige organisatorische Korrekturen“, wie z.B. Gerhard Ludwig Mueller 2005 bei der von ihm in Regensburg durchgeführten „Rätereform“ unter Berufung aufs neue Kirchenrecht von 1983 meinte. Es ging vielmehr um die Wahrung und Durchsetzung eines „vorkonziliaren Kirchenmodells“, wo die „Schafe abgefüttert“ werden und im günstigsten Fall „Vorgekauertes“ verabreicht bekommen. Wir sollten hier nicht vergessen, dass sich auch die „Römer“ selbst aufs neue Kirchenrecht von 1983 beriefen, als sie die Beschlüsse der Würzburger Synode (1971-1975) in Bausch und Bogen verwarfen. Dabei hätte diese Versammlung für die Ortskirchen in vielen anderen Ländern Europas zu einem Vorbild der Erneuerung werden können.

Inakzeptabel wäre für den Vatikan ein solcher „Dominoeffekt“ aber allein schon deshalb gewesen, weil an der Erarbeitung der Würzburger Beschlüsse Laien (!) maßgeblich mitgewirkt hatten. Deren selbstbewusstes Auftreten in den ersten Jahren nach dem 2. Vatikanischen Konzil und besonders deren Weigerung, sich beim kircheninternen „Sehen-Urteilen-Handeln“ wieder zu reinen Befehlsempfängern degradieren zu lassen, führten beim polnischen Papst dann sehr bald zum einseitig gefassten Beschluss, dieses „unerträgliche Volksfest“ zu beenden. Es folgten „Instruktionen“ der ruppigen Art wie zum Beispiel jene von 1997 „Über die Mitarbeit der Laien am Dienst der Priester“, in welcher die Laien vom „Dienst am Wort“ mit der „Begründung“ ausgeschlossen werden, dass der ab sofort wieder ganz den „durchs Wehesakrament befähigten Personen“ vorbehalten sei. Laien dürfen nicht mehr predigen. Laien wird ausdrücklich untersagt, bei Taufe und Trauung den Platz des Priesters einzunehmen. Denn dies hätten sie im Laufe der ganzen kirchlichen „Tradition“ noch

nie getan (was nachweislich nicht stimmt!). Und weil´s bei dieser neuerlichen Herabstufung von uns Laien eindeutig an die „theologische Substanz“ ging und nicht einzusehen war, dass die „Hohe Geistlichkeit“ uns wie überflüssiges „Lametta am Weihnachtsbaum“ behandelt, schlug auch der Würzburger Theologe und Religionsphilosoph Eugen Biser Alarm und sprach unverblümt von einer „vertikalen Häresie“.

Häretischer Natur ist sodann auch der fast schon neurotisch zu nennende Widerstand Wojtylas und Ratzingers gegen die Zulassung der Frauen zum Weihesakrament. Denn nichts in der Bibel und auch in der nachfolgenden Lehre der Kirche rechtfertigt bei genauer Prüfung eine derartige Ausgrenzung. Wenn Johannes Paul II. am 22. Mai 1994 (einer der vielen Momente seines Pontifikats, in denen er auf unzulässige Weise seine „lehramtlichen“ Kompetenzen ins Spiel bringt!) erklärt, „dass die Kirche keinerlei Vollmacht hat, Frauen zu Priestern zu weihen“, werden u.a. wohl auch deshalb so große Geschütze hinter den vatikanischen Verteidigungslinien aufgeföhren, weil man in der Frage des Frauenpriestertums, die für die meisten der in den letzten Jahren zum Katholizismus übergetretenen Anglikaner wichtigster Konversionsgrund war, keine neuen unnötigen „Brandherde“ legen wollte. Wir dürfen aber trotzdem mal ganz unschuldig fragen, ob Wojtyla und Ratzinger den konversionswilligen Anglikanern in den für sie eingerichteten „Personalordinariaten“ nicht vor allem deshalb eine neue religiöse Heimat anboten, um dem Papst („zwei Fliegen mit einem Schlag!“) gegen die Befürworter des Frauenpriestertums eine zusätzliche Trumpfkarte in die Rückhand zu legen?! Außer dem Primat des Papstes müssen die Anglikaner offensichtlich nur den Weltkatechismus von 1992 anerkennen. Ob´s die Kurzfassung ist, habe ich nicht in Erfahrung bringen können.

Für noch etwas weniger als die „Kurzfassung“ hätte es Benedikt XVI. ja um ein Haar bei den Pius-Brüdern getan. Als er im Januar 2009 die Exkommunizierung der vier Pius-Bischöfe aufhob, weil das „spirituelle Unbehagen“ dieser erklärten Konzilsgegner angeblich unerträglich geworden war, hat es uns allen die Sprache verschla-

gen. Fest steht, dass Ratzinger die Piusbrüder und mit ihnen zusammen viele andere extrem konservative Gruppen in seine väterlichen Arme schloss, um weitere von ihm vorbereitete restaurative Schritte rechtfertigen zu können, wie beispielsweise die behutsame Rückkehr zur alten lateinischen Liturgie.

Bestürzend finde ich es besonders, dass Johannes Paul II. und Benedikt XVI. bei ihrem ganzen „Eifer für die reine Lehre“ sich leider fast nie um „Versöhnung und Ausgleich zwischen den Fronten“ bemühen. Stattdessen bringen sie in ihren Ansprachen, ihren Direktiven und ihren Verlautbarungen die Menschen gegeneinander auf und scheinen es mitunter gar als unvermeidlich zu betrachten, dass sich Katholiken unterschiedlicher religiöser Auffassungen gegeneinander abgrenzen - die einen, die sich „papst- und kirchentreu“ nennen, gegen die anderen, die angeblich nur darauf warten, dem Papst mit „sprungbereiter Feindseligkeit“ in den Rücken zu fallen!

Man kann nicht häufig genug betonen, dass die kirchenpolitischen und lehramtlichen Weichenstellungen von Johannes Paul II. und Benedikt XVI. verheerende Auswirkungen auf das „Kirchenverständnis“ und noch mehr auf das „Zugehörigkeitsgefühl“ von Zigmillionen von Katholiken hatten und bis hinein in die Familien zu schweren Zerwürfnissen führten. Einfach nur „Kollateralschäden“ eines „dringend notwendigen Läuterungsprozesses“ in unserer Kirche? Kein Zweifel, dass unser Duo diesen Standpunkt vertrat und sich dabei auf das alte deutsche Sprichwort berief: „Wo gehobelt wird, fallen Späne!“

Diese grobschlächchtige Gangart bekamen während der beiden Pontifikate leider auch immer wieder die Vertreter außereuropäischer Kulturkreise, die Anhänger anderer Konfessionen und insbesondere jene Personen zu spüren, die es wagten, ihr persönliches Gewissen über das Diktat des Papstes zu stellen.

Mit welchem Recht eigentlich haben Johannes Paul II. und sein damaliger theologischer Adlatus Joseph Ratzinger im Schreiben „Dominus Jesus“ vom August 2000 die Gläubigen anderer Konfessionen

und der anderen großen Weltreligionen a priori zu „Stiefkindern“ des lieben Gottes erklärt, denen es nur auf „Umwegen“ vergönnt sei, etwas von der wärmenden Sonne unseres gemeinsamen Schöpfers abzukriegen? Wie konnten sie bei diesem „Rückfall in billigste Apologetik“ Konzils- und Bibeltexte manipulieren und uns glauben machen, dass Gott wieder mal höchstpersönlich zu ihnen gesprochen hat?!

Beim Thema Geburtenkontrolle und der delikaten Frage der Schwangerenkonfliktberatung sind wir es ja inzwischen gewohnt, dass man uns vorwirft, „fundamentale Eckpfeiler der christlichen Lehre anzugreifen“. Alle von Wojtyla und Ratzinger für den Ausstieg der deutschen Katholiken aus der staatlichen Schwangerenkonfliktberatung ins Feld geführten Gründe können vom Hauptgrund dieser üblen Maßnahme nicht ablenken: die Schaffung eines neuen „Kriegsschauplatzes“! Zu behaupten, der Ausstieg sei aus „weltkirchlichen Rücksichten“ notwendig geworden (damit man anderswo nicht auch beginnt, mit „Schein“-Lösungen zu sympathisieren!), ist der Gipfel der Heuchelei. Denn in den meisten Ländern der Welt ist die Schwangerenkonflikt-Gesetzgebung weitaus „abtreibungsfreundlicher“ als in Deutschland. Ich behaupte, dass von 10.000 hohen Politikern und Kirchenfunktionären in der ganzen Welt kein einziger genau sagen kann, was die Frauen und Männer von „Donum Vitae“ tun. Und wenn man den Befragten erzählt, dass jedes Jahr über 50.000 Schwangere in eine der rund 200 Beratungsstellen von „Donum Vitae“ kommen und man auf Grund der dort geführten Gespräche mehr als 8.000 Abtreibungen verhindert, werden sie vermutlich ungläubig zurückfragen, wer denn der Wahnsinnige ist, der anordnet, dass dieses gute Werk außerhalb der Kirche stattfinden müsse?!“

Wenn sodann die amerikanischen Bischöfe am 65. Jahrestag des US-Atombombenabwurfs über Hiroshima nichts anderes zu tun haben, als öffentlich gegen die „Widernatürlichkeit homosexueller Beziehungen“ zu protestieren, begreifen wir, wie weit uns die beiden Päpste mit ihrer „Homophobie“ gebracht haben. Hat eigentlich Benedikt XVI. je von den „Machos“ erfahren, die sich auf ihn beriefen, als sie im südbrasil-

ianischen Porto Alegre drei „schwule Säue“ krankenhausreif schlugen? Und wenn der Vatikan seine Front gegen die „Homo-Ehe“ aufbaut und daran erinnert, dass „Kinder Recht auf eine normale Familie haben, wo sie *Papa* und *Mama* sagen können“, denkt er da auch an die Zigtausende von Priesterkindern, denen die Kirche verboten hat, ihrem Papa um den Hals zu fallen, weil das von bigotten Katholiken als Skandal empfunden werden könnte?!

Man kann doch unmöglich glauben, dass solch widersprüchliches Verhalten bei den jeweils Betroffenen keine Verbitterung auslöst: dass es afrikanische und asiatische Bischöfe nicht auf die Palme bringt, wenn in den Vorbereitungspapieren („Lineamenta“) für ihre Kontinental-Synoden nur „europäische Fragen“ aufgeworfen werden. Dass es lateinamerikanische Kollegen nicht schmerzt, wenn sie auf ihrer Versammlung in Santo Domingo (1992) feststellen müssen, dass in jeder Arbeitsgruppe (einschüchternd) ein kurialer Aufpasser sitzt und dass sowohl das Beratungs-*Procedere* als auch die „Mehrheiten“ der stimmberechtigten Versammlungsmitglieder (182:150 zugunsten des Vatikans!) manipuliert wurden.

Niemand hätte die „lehramtlichen Altlasten“ der beiden Pontifikate samt ihrer desaströsen Folgen auf einen kürzeren Nenner bringen können als Gerhard Ludwig Müller, Chef der Glaubensbehörde. Im Dezember 2012 erklärte er in einem „Tagespost“-Interview bzgl. der immer wieder aufflammenden Debatten über die „Reizthemen“ Zölibat, Sexualmoral und Rolle der Laien in der Kirche: „Die Bischöfe haben keinen Spielraum!“ Den hatten ihnen ja in der Tat – wie wir als unbestechliche Zeitzeugen miterleben mussten – Wojtyla und Ratzinger systematisch genommen.

### Drittens: Strukturveränderungen

Meinen Schilderungen über die aggressive Personalpolitik von Johannes Paul II. und Benedikt XVI. konnte man ja bereits entnehmen, dass es dem Vatikan dabei in ersten Linie um die Rekrutierung willfähiger Erfüllungsgehilfen ging, d.h. von Bischöfen und Theologen, die bereit waren, sich bei

den vorgesehenen Umstrukturierungen „die Hände schmutzig zu machen“.

Bischof Franz-Peter Tebartz-van Elst von Limburg war einer dieser „Söldner“. In seinem Pfingst-Hirtenbrief 2008 mit dem Titel „Bereitschaft zur Bewegung“ versprach er den Katholiken seines Bistums natürlich nicht, dass man sich jetzt beim „synodalen Dialog“ brüderlich aufeinander zubewegen würde, sondern dass die „lieben Mitchristen“ nach der bereits beschlossenen Zusammenlegung vieler Pfarreien zu „Pfarrverbänden“ an den Wochenenden die Oma und den Opa halt ins Auto packen und sich zur 27 Kilometer entfernten Kirche „in Bewegung setzen“ müssten, wo diesmal der Gottesdienst gefeiert wird. Ich habe bei anderer Gelegenheit in „imprimatur“ schon meine Meinung über diese von geistlosen Oberhirten angeordnete „Flurbereinigung“ gesagt. Sie ist nach den Worten von Papst Franziskus (auch wenn er sich dabei nicht ausdrücklich auf den unglückseligen Vorgang in Deutschland bezog) eine „pastorale Häresie“, die überall dort begangen wird, wo Seelsorger nicht mehr die „Nähe der Menschen“ suchen und die wunderschöne Empfehlung des Limburger Altbischofs Franz Kamphaus in den Wind schlagen: „Mach´s wie Gott! Werde Mensch!“

Weil Wojtyla und Ratzinger in ihrer Amtszeit nicht müde wurden, uns starrköpfigen Christenmenschen einzureden, dass wir in einer „hierarchisch verfassten“ und nicht in einer „demokratisch verfassten“ Kirche leben (sich damit aber nach Auffassung des Bamberger Neutestamentlers Paul Hoffmann „in eklatantem Widerspruch zum Erbe des Jesus von Nazareth befanden“), befahlen sie (immer ohne Rücksicht auf Verluste) synodal-strukturierte Gremien und Einrichtungen entweder gründlich zu reformieren oder gleich ganz abzuschaffen.

Um zu beweisen, dass ihnen der Wunsch der „Römer“ schon immer Befehl war, und sie es auch ansonsten stets verstanden hätten, „in größeren Zusammenhängen zu denken“ (vor allem wenn zwischenzeitliche Mehreinnahmen von Kirchensteuern das Denken erleichterten!), ließen inzwischen eine Reihe von deutschen Bischöfen zentrale Verwaltungsgebäude errichten – in Limburg für 33 Millionen Euro. In München

für 147 Millionen Euro. In Rottenburg für 40 Millionen Euro. Es heißt, dass jetzt „abteilungsübergreifend“ gearbeitet werden könne und der Bischof künftig jederzeit die Möglichkeit habe, mal ganz schnell bei seinen engsten Mitarbeitern „reinzuschauen“!

Der Nichttheologe und Chefarchitekt des neuen Rottenburger Ordinariats, Arno Lederer, verriet bei dessen Einweihung im Juli 2013, dass in den Kellerräumen des Neubaus Platz für „12 Kilometer Archivregale“ geschaffen worden sei. Viele „Vorgänge“, so vermute ich mal, können dort nun problemlos zu den Akten gelegt werden (Aus dem Auge, aus dem Sinn?). Haben wir etwa noch gar nicht begriffen, dass sich hier Abgründe eines neuen „Seelsorge-Konzepts“ vor uns auftun – in Rottenburg und anderswo in der Weltkirche?! Ich will den Teufel nicht an die Wand malen – aber haben wir uns nicht alle zwischendurch schon mal erschrocken gefragt, ob von unserer geliebten Kirche irgendwann vielleicht doch nur noch eine „Briefkasten-Firma“ übrig bleibt?! Kann es sein, dass unseren schwäbischen Freunden (die ja eigentlich sonst immer so hellwach ins Gefecht ziehen!) dieser entsetzliche Gedanke nie gekommen ist, und wir deshalb auch bei den Einweihungsfeierlichkeiten nur fröhliche Gesichter sahen?

Ich möchte meine Betrachtungen über die von Wojtyla und Ratzinger in den vergangenen 35 Jahren verfolgte Strukturpolitik (bei der es in erster Linie um eine effizientere Überwachung und Gleichschaltung ging, wie ich weiter unten noch erläutern werde!) nicht abschließen, ohne noch mal auf die Kurie zurückzukommen - diese geheimbündlerisch organisierte und höfisch-anonym operierende Verwaltungs-, Überwachungs- und Strafverfolgungsbehörde des Papstes, von der wir Kirchensteuer zahlenden Laien zwischendurch schon mal ganz gerne gewusst hätten, wie sie uns „regiert“ und weshalb sie sich eigentlich so ungern in die Karten schauen lässt?!!

In einem letzten autoritativen Aufbegehren vor seiner Amtsniederlegung bat Benedikt XVI. „eindringlich“ darum, die von ihm in Auftrag gegebene Untersuchung über den aktuellen Zustand der Kurie streng ver-

traulich zu behandeln und den darüber abgefassten Bericht der Kardinalskommission nicht zu veröffentlichen.

Aus zwei Gründen halte ich die Nichtveröffentlichung des Berichts für einen schweren (und eigentlich unverzeihlichen) Fehler. Erstens hat Ratzinger durch das Publikationsverbot seinem Nachfolger die Möglichkeit genommen, sich bei künftigen Reformmaßnahmen ausdrücklich auf die im Untersuchungsbericht zusammengetragenen Fakten zu beziehen und damit einer interessierten Öffentlichkeit indirekt zu beweisen, dass für ihn bei allen Reformentscheidungen die „Sache“ Vorrang hat.

Zweitens hat Ratzinger durch seinen Einspruch die historische Chance vergeben, das seit Jahrhunderten für die Kurie geltende „Gesetz der Verschwiegenheit“ (der „Omerta“!) zu brechen und ein für alle Mal mit der in der zentralen römischen Kirchenverwaltung praktizierten „Anonymität“ aufzuräumen, in der ja das teuflische Unkraut der Lüge und der Korruption schon immer bestens sprießen konnte!

Kein Wunder, dass sich die vielen zu „Bittstellern“ degradierten Ortsbischöfe, Ordensoberen und Chefs von überregionalen kirchlichen Einrichtungen dem Regelwerk der „Kurien-Mafia“ beugen mussten. Ähnlich wie bei der EU in Brüssel, wimmelt es auch in den Vorhöfen der vatikanischen „Ministerien“ von Prokuratoren und Lobbyisten - von sogenannten „Eisbrechern“!

Kardinal Reinhard Marx, der schon bald nach dem Rücktritt Ratzingers (warum eigentlich nicht vorher?) übers „höfische Gehabe“ in Rom geklagt hatte, kann uns aus eigener Erfahrung schildern, wie man als „armes Würstchen aus der bayerischen Provinz“ gezwungen wird, sich die Kontakte ins vatikanische Staatssekretariat, in die Bischofs- und Kleruskongregation oder auch zu anderen Dikasterien richtig was kosten zu lassen. So hatte das Erzbistum München und Freising keine andere Wahl (!), als für knapp 15 Millionen Euro eine alte, 4 Kilometer vom Vatikan entfernte Villa zu kaufen und restaurieren zu lassen, um dort seine als „Pilger“ anreisenden Lobbyisten unterbringen zu können und um außerdem über einen attraktiven Ver-

handlungsort zu verfügen. Ganz nebenbei wissen natürlich die Lobbyisten schon lange vor ihrer Ankunft in der Ewigen Stadt, welches die Lieblingsweine, welches die Lieblings Speisen, welches die Lieblingsrestaurants und welches die bevorzugten alpenländischen Kurorte ihrer gestressten Gesprächspartner aus der Kurie sind! Ob wir bei diesen „Auswüchsen“ des kirchlichen Zentralismus gleich von „passiver Bestechung“ sprechen sollten, sei mal dahingestellt! Aber genauso wie uns auf Rezepten immer empfohlen wird, wegen evtl. „Nebenwirkungen“ unseren Hausarzt oder den Herrn Apotheker zu fragen, wäre es vielleicht gar nicht so abwegig, wenn sich die „Römer“ für künftige Reformen in der Kurie um Fachleute wie Peter Eigen als Berater bemühen würden. Der aus Augsburg stammende Eigen ist Gründer von „Transparency International“ und seit 2010 im Ruhestand. Beim Kampf gegen die Korruption und gegen den „Filz“ gehört er weltweit zu den Besten seiner Branche.

## Viertens: Überwachung und Disziplinierung

Dass das innerkirchliche Spitzelwesen während der Amtszeiten von Johannes Paul II. und Benedikt XVI. eine neue Blütezeit erlebte, wird von fast allen Vatikanbeobachtern (auf Wunsch sogar mit sehr pikanten Details) bestätigt. Erst vor Kurzem berichtete der wegen seines Schwulen-Outings (auch bei Meisner) in Ungnade gefallene Theologe David Berger über seine langjährige Schnüffeltätigkeit für die Kurie und wie er zusammen mit mehreren Tausend anderen Denunzianten weltweit auf missliebige Bischöfe, auf verdächtige Theologen und auf ungehorsame Laienchristen „angesetzt“ war und wie er periodisch seiner vatikanischen „Verbindungsstelle“ ausführlichst berichten musste.

Auch von Jorge Mario Bergoglio wissen wir, dass über sein „subversives, befreiungstheologisch inspiriertes Treiben“ in den Armenviertel der argentinischen Hauptstadt Buenos Aires regelmäßig Bewertungen nach Rom geschickt wurden und ansonsten – für alle Eventualitäten – der „Bewegungsmelder“ der apostolischen Nuntiatur immer auf den damals schon

sehr unkonventionellen Kirchenmann gerichtet war.

Dort, wo nach Auffassung der vatikanischen Inquisitionsbehörde „Grenzüberschreitungen“ bei der theologischen Interpretation der katholischen Glaubens- und Sittenlehre sowie sonstige „schwere Verdachtsmomente häretischer oder schismatischer Art“ vorlagen, griffen die von Joseph Ratzinger kommandierten Ordnungshüter eisern durch.

Wie so was im konkreten Fall abläuft, habe ich unlängst noch mal in einem Interview nachgelesen, das der brasilianische Theologe Leonardo Boff schon vor Jahren der hiesigen Kulturzeitschrift „Caros Amigos“ gegeben hatte – mit Details über die Vorladungen und Verhöre, mit den ganzen demütigenden Zurechtweisungen (Ratzinger: „Die Fragen stellen wir!“), mit zynisch-abfälligen Bemerkungen des Ratzinger-Vize Jérôme Hamer über die Tränen Boffs (nach ausführlicher Schilderung des Ex-Franziskaners „das einzige und letzte Mal in meinem Lebens, wo ich den Wunsch verspürte, jemanden umbringen zu müssen – konkret jenen Mann, der mir damals in der *Galileo-Ecke* gegenüber saß und wild entschlossen war, mich zu zerstören!“).

Man liest diese Reminiszenzen eines Betroffenen und fragt sich völlig benommen, für was dieser ganze perverse Aufwand, der da wegen des angeblichen „Erhalts der reinen Lehre“ betrieben wird, gut sein soll?! Was haben sie denn bei Boff erreicht, der ein wenig an der Lehre von der sogenannten „päpstlichen Unfehlbarkeit“ rumgenörgelt hatte? Nichts! Boff hat nicht widerrufen. Boff hat das ihm auferlegte Bußschweigen abgelehnt. Boff wurde vom Vatikan nicht mal suspendiert, weil man das dort (witzigerweise) offensichtlich ganz vergessen hatte. Boff ist heute als Autor und Redner gefragter denn je. Genauso übrigens wie der verurteilte Theologe und Psychotherapeut Eugen Drewermann und wie der ehemalige (von Johannes Paul II. abgesetzte) Bischof von Evreux in Frankreich, Jacques Gaillot – ein vorbildlicher Seelsorger, der bis auf den heutigen Tag die Ausgestoßenen der französischen Gesellschaft regelmäßig besucht und seine Stimme für sie erhebt.

Zwei Fälle vatikanischer „Lynch“-Justiz aus den letzten Monaten Benedikts XVI. möchte ich in diesem Zusammenhang noch mal aufgreifen (ich hatte sie bereits voriges Jahr ausführlichst in „imprimatur“ kommentiert!), weil sie besonders „gravierend“ sind.

Im ersten Fall wurde der aus dem amerikanischen Bundesstaat Louisiana stammende 75-jährige Roy Bourgeois per Dekret vom priesterlichen Dienst suspendiert, wurde aus der Missionsgesellschaft der Maryknoller ausgeschlossen und exkommuniziert! Dass Roy Bourgeois über 10 Jahre in Bolivien und El Salvador unter den Ärmsten der Armen gearbeitet hatte, dass er über 30 Jahre als Friedensaktivist gegen den Rüstungswahn der USA und gegen die in Fort Benning (Bundesstaat Georgia) untergebrachte „US School of the Americas“ kämpfte, wo Tausende von lateinamerikanischen Militärs als Profi-Killer und Folter-Experten ausgebildet wurden – unter ihnen auch die Mörder von Erzbischof Oscar Romero und der an der Uni von San Salvador lehrenden sechs Jesuiten, spielte bei seiner „Hinrichtung“ keine Rolle mehr.

Das „Schwerverbrechen“ des Roy Bourgeois bestand ganz einfach darin, dass er seinem Gewissen gefolgt war und für die Zulassung von Frauen zum Diakonat und zur Priesterweihe gestritten hatte.

Im zweiten Fall wurde der populäre ugandische Priester Anthony Musaala (56) auf ausdrücklichen Wunsch des Vatikans suspendiert. Sein „unverzeihlicher Fehler“: er hatte in einem Offenen Brief das unmenschliche Verhalten kirchlicher Zölibatsträger gegeißelt, wenn u.a. Nonnen und Hausmädchen gezwungen werden, die von Priestern und Bischöfen gezeugten Kinder abzutreiben, also das „corpus delicti“ zu beseitigen, oder wenn Geistliche immer und immer wieder daran erinnert werden müssen, dass sie gegenüber Mutter und Kind (auch wenn das Kirchenrecht darüber kein einziges Wort verliert!) unterhaltspflichtig sind!

Anthony Musaala erhielt vom Erzbischof von Kampala, Cyprian K. Lwanga, den Laufpass, weil er (das steht im Kirchenrecht dann wieder drin!) zu „Hass und

Verachtung der katholischen Kirche“ aufgerufen habe.

Die skandalöse Art und Weise, wie der Vatikan seit nunmehr über 5 Jahren die amerikanische LCWR (Leadership Conference of Women Religious) verfolgt, ist ein weiteres Beispiel für die unter den Vorgängern Jorge Mario Bergoglios praktizierten Einschüchterungs-Kampagnen gegen missliebige Personen und Einrichtungen. Die LCWR ist Dachorganisation für 83 Prozent aller US-Nonnen (d.h. rund 47.000) und genießt nicht nur innerhalb der katholischen Kirche der Vereinigten Staaten, sondern auch in der breiten amerikanischen Öffentlichkeit höchstes Ansehen. Denn es gibt in den USA kaum eine Schule, kaum ein Krankenhaus und kaum einen „sozialen Brennpunkt“, wo nicht eine oder mehrere Ordensschwwestern das wunderschöne biblische Gleichnis vom „Barmherzigen Samariter“ anschaulich „nacherzählen“ – in ihrer ganz großen Mehrheit hoch gebildete, fachlich kompetente und äußerst selbstbewusste Frauen! Frauen, die vor allem durch ihren einfachen Lebensstil sowie durch ihre tiefe Spiritualität überzeugen und vielen von unseren Herren Bischöfen als Vorbild dienen könnten. Dass diese Ordensfrauen und das ordentlich gewählte Leitungsteam der LCWR immer mal wieder römische Dekrete kritisierten oder die „häufigen Einmischungen“ vatikanischer Stellen in ordensinterne Angelegenheiten energisch zurückwiesen und in wenigstens einer ihrer zornigen Repliken offen von „klerikalen Heuchlern“ sprachen, löste im Vatikan natürlich keinen Jubel aus. Dort waren nämlich weder Papst Benedikt XVI., noch der amerikanische Vorgänger von Kardinal Müller in der Glaubenskongregation, William Levada, noch der amerikanische Chef des Obersten Vatikanischen Gerichts, Raymond Burke, bereit, „abweichlerischen Nonnen“ Gehör zu schenken. Mehrere vatikanische Untersuchungskommissionen wurden den Ordensfrauen auf den Hals geschickt und hielten manchmal tagelang Tausende der Schwestern von ihrer pastoralen, schulischen und krankenflegerischen Arbeit ab. Kann es bei dieser „Treibjagd“ auf die Amerikanerinnen überraschen, dass sich Ordensschwwestern weltweit zusammen mit ihren US-Kolleginnen

gedemütigt fühlten, laut protestierten und ihre Solidarität mit der LCWR bekundeten?!

Der Lüge werden die Getreuen Benedikt XVI. alle bezichtigen, die der Kurie „unlautere Absichten“ bei den Gleichschaltungsmaßnahmen gegenüber „Caritas Internationalis“ (CI) vorwerfen. In dem hässlichen und in jeder Beziehung „drittklassigen Bühnenstück“ ging es 2011 wieder mal darum, ob eine angesehene kirchliche Einrichtung noch „katholisch“ genannt werden darf oder ihre „christliche Identität“ (so der damals noch amtierende Staatssekretär Kardinal Bertone) bereits verloren hat. Wir kommen um die Feststellung nicht herum, dass es hier wieder mal um Macht, d.h. um die Verwendung von viel Geld (4,15 Milliarden Euro pro Jahr) ging, bei welcher der Päpstliche Rat „Cor Unum“ gerne ein Wörtchen mitgeredet hätte. Zweitens wollte man sich der zur Wiederwahl angetretenen Generalsekretärin der CI, der Britin Lesley-Anne Knight, entledigen, der man „Eigenwilligkeit“ unterstellte (obwohl es ihr (Chefin von weltweit insgesamt 440.000 hauptamtlichen und 625.000 ehrenamtlichen Mitarbeitern der CI) in 4 Jahren nicht gelungen war, mit den zuständigen vatikanischen Instanzen ein einziges klärendes Gespräch zu führen). Drittens waren die Leute der Kurie (wie immer) über ihre Spitzel bestens über den „Lauf der Dinge bei der CI“ informiert – dass man dort mit „weltlichen“ Institutionen zusammenarbeitete, die Verhütungsmittel verteilen, Aids bekämpfen und Familienplanungsprogramme durchführen. Wie es scheint, haben sich inzwischen auch beim Deutschen Caritas-Verband (einem von weltweit 165 nationalen Verbänden) die Gemüter wieder beruhigt, als man sah, dass beim Streit um die CI doch nicht so heiß gegessen wie gekocht wurde. Wir können andererseits natürlich durchaus nachempfinden, was da plötzlich bei den allein in Deutschland knapp 600.000 hauptamtlichen Mitarbeitern der Caritas für ein Druck aufgekommen war, wenn sie sich auf einmal ständig fragen mussten, ob sie in ihrem Job „missionarisch“ genug sind oder möglicherweise wegen allzu „weltlichen Verhaltens“ ihren Arbeitsplatz verlieren könnten! Nur nebenbei: ich staune einfach immer wieder, wie bei solchen innerkirch-

lichen Schlammschlachten Hinz und Kunz aus dem Kardinalskollegium und dem Diplomatischen Corps glaubt, eine „Solidaritäts-Adresse“ an den Papst („Wir stehen geschlossen hinter Dir!“) und an seine „tapfer kämpfende Mannschaft“ richten zu müssen!

Als langjähriger „Journalist in kirchlichen Diensten“ könnte ich hier sodann natürlich auch sehr detailliert von den ganzen „Gleichschaltungsversuchen“ der Kurie im Medienbereich erzählen. Wie die UCIP (Weltunion der Katholischen Presse) zum Beispiel im Mai 2011 offiziell aufgefordert wurde, den Begriff „Katholisch“ aus ihrem Namen zu streichen. Wie in den USA das Redaktionsteam des „National Catholic Reporter“ schon gar nicht mehr genau sagen kann, wie oft seitens der nationalen Bischofskonferenz der Versuch einer „feindlichen Übernahme“ gemacht wurde. Oder wie in Ostafrika von Rom aus immer wieder „empfohlen“ wurde, die kritische Zeitschrift der Comboni-Missionare „New People“ einer Reform zu unterziehen.

Die Angst, die durch diese totalitären Maßnahmen verbreitet und das Vertrauen, das an der kirchlichen Basis dadurch zerstört wurden, sind nach meinem Dafürhalten die schlimmsten Altlasten der Pontifikate von Johannes Paul II. und Benedikt XVI.

*(Unser Autor ist kirchlicher Journalist und lebt mit seiner Familie in Südbrasilien)*

\*\*\*



Johannes Schmitt

## „Deutschland muss leben, auch wenn wir sterben müssen“!

Die deutschen Bischöfe und der Zweite Weltkrieg

### 1. September 1939: Deutschlands Krieg um Hegemonie und Weltherrschaft

Am 1. September jährte sich zum 75. Male der Beginn des Zweiten Weltkrieges, der oft schönfärberisch oder harmlos verschleiernnd als „Ausbruch“ bezeichnet wird. Schon vielen Zeitgenossen war klar, was heute weitgehend als Konsens der zeitgeschichtlichen Forschung gilt, dass Hitler, die NS-Führung und die diesen gehorchende Wehrmacht den völkerrechtswidrigen Überfall auf Polen von langer Hand geplant und propagandistisch vorbereitet hatten und sogar durch inszenierte Scheinüberfälle zu motivieren suchten. Die militärische Aggression gegenüber Polen stellte keineswegs eine Wende in der auf Expansion angelegten Außenpolitik des Dritten Reiches dar, allenfalls wurde nun vor aller Weltöffentlichkeit manifest, was die von nationalsozialistischen Doktrinen durchdrungene Außenpolitik seit der Machtergreifung 1933 in Theorie und Praxis bestimmte und, schon für jeden erkennbar, in Hitlers „Mein Kampf“ dokumentiert war: In einem „Blitzkrieg“ – vom Begriff her eine deutsche Erfindung – sollte das militärisch isolierte Polen niedergeworfen und eine Machtbasis für weitere Eroberungen in Osteuropa, für den „Lebensraum im Osten“, gelegt werden, um Deutschland zur europäischen Hegemonie und zur Weltherrschaft zu führen, den Bolschewismus zu liquidieren und – dies ist der Kern der gesamten NS-Ideologie – das Judentum weltweit zu vernichten. Der Kampf und der Krieg, in dem sich qua Naturgesetz der Stärkere, im NS-Jargon die stärkere Rasse, durchsetzt, der von daher

auch seine Legitimation als „gerechter Krieg“ erhält, sind zentrale Punkte in der nationalsozialistischen Gesellschaftstheorie und damit auch der außenpolitischen Doktrin. Diese hatte ihre historische Basis in militanten sozialdarwinistischen Anschauungen des Kaiserreiches und dem chauvinistischen Nationalismus als Integrationsideologie weiter Kreise des wilhelminischen Bürgertums. Verstärkt wurde diese Anschauung, so paradox dies vordergründig erscheinen mag, durch das von den Herrschaftseliten traumatisch erfahrene Erlebnis des verlorenen Krieges, durch die „Schmach von Versailles“, den aufgezwungenen „Gewaltfrieden“, dessen Revision – auch auf gewaltsamem Wege – nicht nur Credo der Nationalsozialisten wurde, sondern bis weit in das bürgerliche Lager hinein das politische Denken dominierend in der Weimarer Republik lenkte.

Hätte die katholische Kirche nicht schon in der Weimarer Zeit gegen diese ihrer Botschaft von Liebe und Frieden diametral konträren Ansichten Stellung beziehen, hätte sie sich nach der Machtergreifung nicht gegen die sich verstärkende Militarisierung und offene Kriegsvorbereitung stemmen und schließlich gegen die zunehmend aggressiver werdende, in die militärische Gewaltanwendung einmündende Politik Sturm laufen müssen? All dies ist von der offiziellen Kirche, den kirchlichen Würden- und Herrschaftsträgern, nicht getan worden – eher das Gegenteil.

### Bis 1933: Katholischer Patriotismus und Ansätze einer Friedenspolitik

Das Verhältnis der Kirche zum modernen auf Aufklärung und Französischer Revolution aufruhenden Staat ist seit dem 19. Jahrhundert ambivalent geworden. Von der Theologie her wurden Liberalismus, Sozialismus, auch im weiten Maße Demokratie als „Modernismus“ verurteilt. Gesellschaftstheorie und Staatsauffassung der katholischen Kirche, zumal ihre eigene Organisation, blieben vormodern und eigentlich mittelalterlichen Vorstellungen verpflichtet. Die Kirche war nun als gesellschaftliche Großgruppe im Staat Interessenverband geworden und damit auch gezwungen, auf staatliches Handeln zu reagieren –

allerdings nicht mehr mit der historisch obsolet gewordenen Möglichkeit, dieses zumindest wertemäßig zentral zu steuern.

In Deutschland eskalierte dieses neue Verhältnis von Staat und Kirche zum ersten Male konfliktträchtig im Kulturkampf, in dem den als „ultramontan“ denunzierten Katholiken auch nationale Unzuverlässigkeit und Romhörigkeit zum Vorwurf gemacht wurden. Vielen Katholiken, zumal der Hierarchie, blieb dieses Stigma mangelnder nationaler und patriotischer Gesinnung lange Zeit Stachel, der sie anspornte, zumindest verbal durch nationale und patriotische Treuebekundungen den reklamierten Patriotismus einzulösen. Rückhaltlos stellte sich der Episkopat hinter die Aufrufe und Appelle der Reichsleitung im Ersten Weltkrieg, den man als einen den Deutschen aufgezwungenen Verteidigungskrieg darstellte. Auch die Beurteilung des Kriegsausganges als „Schmach von Versailles“ wurde wohl durchgängig vom Episkopat geteilt und die Revision des „Schandfriedens“ als unabdingbar bewertet.

Das Verhältnis der Kirche zur Weimarer Demokratie war stets reserviert, ja teilweise ablehnend, die marxistische Sozialdemokratie und der Liberalismus, die diesen Staat wesentlich mit trugen, wurden dadurch bekämpft, dass man ihnen am Ständestaat orientierte Sozialmodelle entgegenstellte. Die Haltung der Kirche zum Nationalsozialismus, Ende der dreißiger Jahre schon eine militant-aggressive Massenbewegung mit kriegstreibend-chauvinistischen Parolen, schien vordergründig eindeutig: Abgelehnt wurde in mehreren Dokumenten das kirchen- und rassepolitische Programm; aber eher mit Wohlwollen, allerdings kaum öffentlich, wurden Teile der sozialen und politischen Ziele der NS-Bewegung bedacht, insbesondere der mit der offiziellen Kirchenmeinung fast deckungsgleiche Antiliberalismus und Antibolschewismus sogar begrüßt.

Eine katholische Friedensorganisation, in der der Dominikanerpater Franziskus Maria Stratmann und der Priester Max Josef Metzger, der später für seine pazifistische Einstellung verurteilt und ermordet wurde, führend tätig waren, warb in den 20er Jahren im „Friedensbund Deutscher Katholiken“ für eine konsequente, auf Pa-

zifismus hin orientierte Friedenspolitik, die Kriege grundsätzlich aus christlichem Verständnis verurteilte. Kardinal Faulhaber unterstützte als Protektor des Friedensbundes dessen Ziele und setzte sich 1932 anlässlich der Eröffnung der Genfer Abrüstungskonferenz in einer Predigt ein für „militärische Abrüstung“ und „moralische Abrüstung“, gemeint damit war der Abbau des militaristischen Denkens. Es sei zudem aufgrund neuer Tatsachen – angesprochen sind der technische Fortschritt, die Vernichtungsgewalt moderner Waffen und die verheerenden Folgen moderner Kriege – die Frage nach der „Erlaubtheit des Krieges“ überhaupt zu stellen. Auch Bischof Gröber von Meißen, später Freiburg, unterstrich ähnliche Ziele noch deutlicher, als er 1931 in einer Botschaft an den Friedensbund den Zusammenhang von Kriegsrüstung, Hunger und Arbeitslosigkeit herstellte, den Krieg „als eine Kulturschande, einen Massenbrudermord und eine Quelle unsäglichem Elendes“ bezeichnete. Der antifaschistisch orientierte Friedensbund, der gegen Ende der Weimarer Republik etwa 10.000 Mitglieder zählte, wurde von den Nationalsozialisten heftig bekämpft und 1933 von diesen verboten.

### 1933: Dilemma von Glaubens-treue und Staatsgehorsam

Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten im Januar 1933 gerieten der Episkopat und der deutsche Katholizismus in ein grundlegendes Dilemma: Denn die Nationalsozialisten organisierten aus der Regierung heraus den Reichstagswahlkampf propagandistisch geschickt als modernen Kreuzzug gegen Kommunismus und Liberalismus, für Christentum und Vaterland. Unmittelbar nach dem Ermächtigungsgesetz, das nur durch die Zustimmung des Zentrums möglich geworden war, lockerten die Bischöfe die Verbote, Warnungen und Vorbehalte gegenüber dem Nationalsozialismus und forderten die Gläubigen zur „Treue gegenüber der rechtmäßigen Obrigkeit“ auf. Die Kirche suchte zunächst die Koexistenz mit dem Nationalsozialismus, wobei allerdings einzelne Theologen Verbandsvertreter und auch Bischöfe bis zu einer Anbiederung gingen. Man intendierte ein solides Arrangement mit dem „neuen“

Staat, zumal ja Hitler jeden möglichen anfänglichen Widerstand auch dadurch geschickt unterband und verzögerte, dass er dem Vatikan sofort Konkordatsverhandlungen anbot. Das im Sommer besiegelte Konkordat, das auch die Anerkennung des NS-Regimes durch den Vatikan einschloss, hatte eine der Öffentlichkeit vorenthaltene Geheimklausel, die Regelungen für den Fall vorsah, dass das Deutsche Reich die allgemeine Wehrpflicht einführt. Im Jahre 1933 wurde, für die weitere Zukunft verhängnisvoll, die Haltung der Kirche zum nationalsozialistischen Staat ausgeformt und fixiert: Wie ein roter Faden zieht sich durch kirchliche Verlautbarungen dieses Jahres ein positives Bekenntnis zur „neuen Ordnung“, zur „nationalen Erhebung“, zum Kampf gegen den zersetzenden Liberalismus und den gottlosen Bolschewismus für Christentum und Sittlichkeit, und das, obwohl NS-Terrormaßnahmen das totalitäre, unchristliche und antichristliche Antlitz des Staates immer deutlicher enthüllten, die braune Diktatur zunehmend Gestalt annahm, Verbände, Parteien und Organisationen gleichgeschaltet oder vernichtet wurden, nach und nach auch das erst geschlossene Konkordat ausgehöhlt wurde.

### 1933-1939: „Treue zu Führer, Volk und Vaterland“

Dieses Dilemma von Glaubensstreue und Staatsgehorsam, in das die Kirche nun vollends geriet, wird wohl am deutlichsten in der Haltung der Kirche zur nationalsozialistischen Außenpolitik erkennbar. Schon im Juni 1933 hatten die Bischöfe sich in einem Hirtenbrief gegen den Versailler Vertrag ausgesprochen und bedauert, „daß die Siegernationen in verblendeter Selbstsucht die Gerechtigkeit hintan setzen und durch eine ungeheure Belastung der deutschen Schultern das mannigfache Elend vermehren.“ Sie schlugen eine friedliche Revision des Vertrages vor und schienen damit durchaus auf der Linie der neuen Reichsregierung zu liegen, die seit 1933 verbal und rhetorisch geschickt auf friedlichem Wege die Beseitigung des „Versailler Schandvertrages“ propagierte, allerdings zugleich auch, der Öffentlichkeit weitgehend verborgen, alle wirtschaftlichen und rüstungspolitischen Maßnahmen einleitete

und forcierte, um Deutschland in kürzester Zeit kriegsfähig werden zu lassen.

Auch der Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund wurde von Bischöfen begrüßt, um, wie Kardinal Bertram formulierte, keinen „Mangel an patriotischem Sinn“ erkennen zu lassen. Die Verlautbarung der bayerischen Bischöfe, von Kardinal Faulhaber verfasst, fußte auf dem Bekenntnis, „der Treue zu Volk und Vaterland“ und auf dem „Einverständnis mit den weitschauenden und kraftvollen Bemühungen des Führers, dem deutschen Volk die Schrecken des Krieges und die Greuel des Bolschewismus zu ersparen“. Als das Deutsche Reich unter Bruch des Versailler Vertrages 1935 die allgemeine Wehrpflicht einführte, fand dies die Zustimmung des Erzbischofs Gröber von Freiburg, der 1931 noch „Kriegsrüstung“ als „Explosivstoff“ bezeichnet und sich für Abrüstung ausgesprochen hatte: „Neu aufgerüstet steht nun das Reich in den Reihen der Völker wieder da, und statt der Unehre, die seit dem Versailler Frieden den deutschen Namen befleckte, sieht sich die Welt einem geschlossenen, aufwärtsstrebenden und machtbetonten Staat gegenüber.“ Begrüßt wurde auch der Bruch des Locarno-Vertrages durch die Besetzung des entmilitarisierten Rheinlandes, ja, Graf Galen, Bischof von Münster, dankte in diesem Zusammenhang Hitler für alles, „was er zur Ehre des deutschen Volkes getan habe“, und flehte „den Segen des allmächtigen Gottes auf Hitlers weitere Pläne“ herab.

Dies hatte wohl auch Geltung bei der Beurteilung des Spanischen Bürgerkrieges, in den Deutschland seit 1936 auf Seiten der Faschisten militärisch eingriff und den es als Feldzug und Kreuzzug gegen den gottlosen Bolschewismus propagandistisch herausstellte. Der Hirtenbrief des Episkopats von 1936/37 zollte in diesem Zusammenhang der Außenpolitik Hitlers hohes Lob, und die Bischöfe hielten es für ihre Pflicht, „das Oberhaupt des Deutschen Reiches in diesem Abwehrkampf mit allen Mitteln zu unterstützen, die ihnen aus dem Heiligtum zur Verfügung stehen.“ Als der Krieg 1939 mit dem Sieg der faschistischen Internationale endete, wandte sich Graf Galen in einem eigenen Hirtenwort an seine Diözesanen, um „mit dem heldenhaften und befreiten spanischen Volk in den Jubel“

einzustimmen „und in den Dank gegen Gott, der den tapferen Kämpfern gegen die Scharen des Antichrists den Sieg geschenkt hat.“ Damit hatte der Episkopat ausdrücklich zum ersten Male seine Zustimmung zu einer militärischen Auseinandersetzung gegeben, wehrte sich allerdings dagegen, zu einem Krieg aufgerufen zu haben, sondern betonte, er suche nur alle „geistigen und moralischen Waffen“ zusammenzufassen, und „das Vertrauen zum Führer“ zu stärken.

Auf dieser seit 1933 gezogenen eindeutigen Linie blieb der Episkopat auch, als die Außenpolitik des Deutschen Reiches zunehmend aggressiver auf Expansion ausgerichtet wurde. Hitler erhielt Zustimmung vom katholischen Episkopat, als er Österreich annektierte, das Sudetenland anschloss und die Tschechoslowakei zerschlug. Das bayerische Klerusblatt stimmte in die Glückwünsche zu Hitlers 50. Geburtstag ein, indem es, der NS-Terminologie sehr nahe, den Führer preisen ließ: „Die im Haßfrieden von Versailles uns auferlegte Fron ist zerbrochen, der Lebensraum des deutschen Volkes hat sich erweitert (...) in Gottes heiliger Vorsehung hat es gelegen, daß ihm die Führung des deutschen Volkes in entscheidender Stunde anvertraut wurde.“

### 1939-1945: „Gehorsam gegen den Führer, opferwillig (...) ihre Pflicht zu tun“

In diesem Kontext wird auch deutlich, dass der Episkopat kaum noch aus diesem seit 1933 aufgebauten Handlungszusammenhang aussteigen konnte, als Hitler mit dem Angriff auf Polen den Zweiten Weltkrieg herbeiführte, dass also die Frage nach der Legitimität dieses Krieges nicht mehr gestellt werden konnte, da die Bischöfe sich politisch und intellektuell, ja teilweise bis in die Rhetorik hinein zu tief auf die NS-Außenpolitik und ihre Begründung in der Öffentlichkeit eingelassen hatten, auch um gegenüber den Machthabern kein patriotisches Defizit erkennen zu lassen. Niemand stellte in der Öffentlichkeit auch nur im Ansatz die Frage, ob dieser Krieg nach theologischer, seit Jahrhunderten diffizil aufgebauter Lehrmeinung als gerechter Krieg bezeichnet werden konnte, dessen Führung

die katholische Moraltheologie allein als legitim ansieht. Eine Erklärung für dieses Schweigen zur Frage des gerechten Krieges ist in der 1935 publizierte Schrift „Kirche, Vaterland und Vaterlandsliebe“ von Erzbischof Gröber von Freiburg zu finden, der diese Frage den staatlichen Machträgern allein überantwortete: „Die katholischen Theologen haben immer den gerechten vom ungerechten Krieg unterschieden, und es niemals in den Urteilsbereich des einzelnen mit all seinen Kurzsichtigkeiten und Gefühlsstimmungen gelegt, im Kriegsfall die Erlaubtheit oder das Unerlaubtsein zu erörtern, sondern die letzte Entscheidung der rechtmäßigen Autorität überlassen.“ Damit waren 1939 auch die Hierarchen einer Entscheidung enthoben: Gröber war einer der ersten, der bei Kriegsbeginn aufforderte, dass „wir mit Gottes Kraft und Christi Trost den Krieg ertragen und unsere Pflicht in Ehrenhaftigkeit, Geschlossenheit und Treue erfüllen wollen, ob wir nun im Felde stehen oder in der Heimat verbleiben.“ Wenige Tage nach Kriegsbeginn legte der Gesamtepiskopat in einem gemeinsamen Hirtenbrief seine Einstellung zum Kriegsbeginn fest, die bis 1945 Leitlinie des Handelns wurde, von der man nicht mehr abwich, weil man es nicht wollte und wohl auch nicht mehr konnte: „In dieser entscheidungsvollen Stunde ermuntern und ermahnen wir unsere katholischen Soldaten, in Gehorsam gegen den Führer, opferwillig unter Hingabe ihrer ganzen Persönlichkeit ihre Pflicht zu tun. Das gläubige Volk rufen wir auf zu heißem Gebet, daß Gottes Vorsehung den ausgebrochenen Krieg zu einem für Vaterland und Volk segensreichen Erfolg und Friede führen möge.“ Bischof Kumpfmüller von Augsburg, Bischof Bornewasser von Trier und Bischof Ehrenfried von Würzburg forderten in eigenen Erklärungen zu „Treue“, „Dienst am Volk“ und Pflichterfüllung auf. Sie wurden darin noch vom Feldbischof Rarkowski übertroffen, der, zur moralischen und geistlichen Betreuung der Soldaten bestellt, seine Botschaft an die kämpfenden Katholiken richtete, und zwar „in ernster Stunde, da unser deutsches Volk die Feuerprobe der Bewährung zu bestehen hat, und zum Kampf um seine natürlichen und gottgewollten Lebensrechte eingetreten ist.“ Zu einer religiösen Begründung, die allerdings vom Nazi-Vokabular infiziert war, verstieg

sich das in der Verantwortung des Erzbischofs Bertram von Breslau stehende Diözesanblatt, das in dem Krieg einen Kampf Deutschlands „für seine Selbsterhaltung“ und „für eine gerechte Verteilung des unerläßlichen Lebensraumes“ sah. Das Reich kämpfe „einen heiligen Krieg, der nicht geht um die bloße Wiedereroberung und den Wiederbesitz entrissener Gebiete, sondern um das Höchste auf Erden: um ein Leben nach Gottes Geheiß.“

Als die Wehrmacht des Deutschen Reiches 1940 Dänemark und Norwegen besetzte, Belgien, Holland und Luxemburg überfiel, schwiegen die Bischöfe zu dieser eklatanten Verletzung des Völkerrechts, obwohl Pius XII. den Überfall auf Belgien, Holland und Luxemburg ausdrücklich missbilligt hatte. Als schließlich Frankreich besiegt war, läuteten auf Geheiß der Bischöfe die Kirchenglocken. Erzbischof Schulte dankte Gott für den Sieg. Bischof Bornewasser rühmte die Wehrmacht, die einen Erfolg errungen habe, „wie ihn die Weltgeschichte noch nicht erlebt hat“, und verordnete eine Messe zum Waffensieg.

Die Zustimmung des Episkopats steigerte sich noch mit dem Einfall in die Sowjetunion, denn schon seit den frühen dreißiger Jahren und seit dem spanischen Bürgerkrieg war der Kampf gegen den Bolschewismus gemeinsames Ziel von Nationalsozialisten und deutschem Episkopat: Kardinal Faulhaber forderte die Gläubigen zum Opfer auf, „wenn es notwendig geworden ist zu einem glücklichen Ausgang des Krieges und zur Überwindung des Bolschewismus. Schrecklich ist das Bild des Bolschewismus, wie es unsere Soldaten kennenlernen. Gewaltig und furchtbar ist das Ringen gegen diesen Weltfeind“. Bischof Rackl von Eichstätt sah in dem Vernichtungsfeldzug gegen die Sowjetunion einen „Kreuzzug, einen heiligen Krieg für Heimat und Volk, für Glauben und Kirche, für Christus und sein hochheiliges Kreuz.“ Erzbischof Jaeger von Paderborn näherte sich sogar der nationalsozialistischen Theorie vom „slawischen Untermenschen“ als er Russland als das Land bezeichnete, dessen Einwohner „durch ihre Gottesfeindlichkeit und durch ihren Christushaß fast zu Tieren entartet sind“. Auch als den Bischöfen deutlich sein musste, dass der Ostfeldzug als Vernichtungsfeldzug gegen

Bolschewismus und slawisches „Untermenschentum“ angelegt war, in dem hinter der Front Einsatzkommandos aus SS, Polizei und Wehrmacht systematisch Menschen vernichteten, waren keine klar warnenden und deutlich anklagenden Stimmen zu hören. Allenfalls wandte sich 1943 ein Hirtenbrief zum Dekalog in allgemeiner Form an die Gläubigen, indem er die Abhängigkeit jeder Autorität von Gott noch einmal betonte und den gerechten Krieg zur Abwehr eines Feindes herausstellte, allerdings auch den Mord „an unschuldigen Geiseln und entwaffneten Kriegsgefangenen“ als Sünde bezeichnete. Aber in seinem ersten Absatz sprach der Hirtenbrief auch die „tapferen Soldaten“ an, die „auf allen Fronten“ stünden, „um uns mit einem starken Wall gegen die Feinde zu umgeben“, und gedachte auch der „toten Helden“, die „in ihrem Herzen die größte Liebe hatten: ‚Deutschland muß leben, auch wenn wir sterben müssen.‘“

Auch als sich eine Niederlage des Deutschen Reiches immer offenkundiger abzeichnete, rechtfertigte Kardinal Faulhaber die Haltung der Kirche noch damit, daß niemand „in seinem Inneren einen unglücklichen Ausgang des Krieges auch nur wünschen“ könne. Jeder wisse, dass „in diesem Fall die staatliche und kirchliche Ordnung, überhaupt jede Ordnung, vom russischen Chaos umgeworfen würde“. Noch im Januar 1945, als kaum jemand mehr an den „Endsieg“ glaubte, formulierte Erzbischof Jaeger die Durchhalteparolen gegen die Feinde Deutschlands: „Liberalismus und Individualismus auf der einen, der Kollektivismus auf der andren Seite.“

### Episkopat und Weltkrieg: Nationalismus, Staatstreue, Antibolschewismus

Das von den Bischöfen in den Hirtenbrief zum Dekalog aufgenommene Diktum: „Deutschland muß leben, auch wenn wir sterben müssen“ enthüllt mit deutlicher Klarheit das grundlegende Dilemma, in das der deutsche katholische Episkopat in Bezug auf die Außenpolitik und den Krieg zwischen 1933 und 1945 geraten war. Die Bischöfe hatten sich kritiklos hinter die nationalistischen Parolen gestellt, insofern keine Lehren aus der Geschichte des 19.

und frühen 20. Jahrhunderts gezogen, in denen diese Form eines aggressiven, zuweilen chauvinistischen Nationalismus Kriege mit verursachte und die internationalen Beziehungen tief belastete. Die Ansätze zu einer Friedenspolitik, wie sie in Äußerungen von Kardinal Faulhaber und Erzbischof Gröber vor 1933 erkennbar wurden, waren nach der NS-Machtergreifung Makulatur geworden. Zu schnell, zu kritiklos und ohne Vorbehalte waren die Bischöfe auf die außenpolitischen Leitlinien der neuen Reichsregierung eingeschwenkt, bejahten deren Ziele und Methoden auch noch, als Verträge und Abkommen gebrochen und Völkerrecht eindeutig verletzt wurde. Ihr Verständnis von der rechtmäßigen von Gott gesetzten Obrigkeit, der zu gehorchen war, wurde auch nicht einmal im Ansatz kritisch reflektiert, als die NS-Außenpolitik zunehmend aggressiver wurde, mit militärischer Gewalt drohte und schließlich den Weltkrieg herbeiführte. Gestärkt wurde der Episkopat in seiner positiven Haltung zur NS-Außenpolitik durch den bekundeten militanten Antikommunismus und den Antibolschewismus der nationalsozialistischen Führung, die militärisch in den Spanischen Bürgerkrieg eingriff.

Als der Weltkrieg begann, war die Haltung schon festgelegt, eine Beurteilung des Krieges nach den moraltheologischen Kriterien eines gerechten Krieges wurde nicht angestellt; im Gegenteil, die Gläubigen wurden aufgefordert, bedingungslos und ohne Skrupel der Obrigkeit und dem Vaterland gegenüber treu die Pflicht zu erfüllen, auch als Völker überfallen und die Vernichtung der Juden ins Werk gesetzt wurde.

Nur wenige Katholiken, acht hat die zeitgeschichtliche Forschung ermittelt, haben aus Gewissensnot, zuweilen gegen kirchliche Ermahnung und Belehrung, den Waffendienst verweigert. Sie sind bis auf einen wegen ihres Glaubens verurteilt und hingerichtet worden. Auch der Priester Max Josef Metzger wurde vom Volksgerichtshof 1943 zum Tode verurteilt, weil er sich für ein „demokratisch-pazifistisches“ Deutschland einsetzte. Sie haben Zeugnis für den Glauben abgelegt.

\*\*\*

Eine Abiturientin wollte es wissen!

## Zwölf Jahre Religionsunterricht – was nehme ich mit?

In den Gottesdiensten der Kirchen findet man sie nicht mehr, die Gruppe der Jugendlichen, die in diesem Sommer ihr Abitur oder andere Bildungsabschlüsse gemacht haben. Haben sie deswegen mit Religion nichts mehr am Hut? Das befürchten ihre Eltern und Großeltern. Was wir in diesem Resümee von Manuela Reeg über Jugendliche erfahren, ist dies: Sie setzen in ihrer religiösen Ausrichtung ganz andere Schwerpunkte als ihre Vorfahren. Die Abiturientin stammt von einem Bauernhof, kommt also aus einer ländlichen Gemeinde. Gerade deshalb geht aus ihrem Bericht signifikant hervor, wie heutige junge Menschen ausgerichtet sind: Sie denken global und sind weltweit vernetzt. Ihre Fragen sind nicht mehr kirchendogmatischer Art: Was müssen wir als Katholiken glauben? Sie treibt die Frage um, „wie wir miteinander umgehen sollen.“ Schon jetzt haben sie Freunde aus anderen Religionen und Nationen. Da wird die Frage brennend: Wie erreichen wir es, uns „gegenseitig zu verstehen und zu tolerieren“?

Erstaunlich ist es zu erfahren, welches Lob der Religionsunterricht in der Grundschule und in der gymnasialen Oberstufe erhält. Angesichts der ansonsten oft verbreiteten Kritik kann diese Zustimmung für viele Religionslehrer tröstlich sein.

Imprimatur bedankt sich für das Manuskript und wünscht der Verfasserin, ihren ehemaligen Religionslehrerinnen und -lehrern sowie allen Abiturienten dieses Jahres eine jesuanische Empathie im Umgang mit den Menschen.

## Zwölf Jahre Religionsunterricht - was nehme ich mit?

Nun ist das Ziel, das Abitur, schon so nahe gekommen. Da wagt man zunächst voller Spannung und Neugier einen Blick nach vorne: Wohin will ich gehen? Welcher Weg ist der richtige? Was wird aus mir werden? Wo sehe ich mich in zehn Jahren? Doch dann blickt man auch gerne zurück auf das, was man schon geschafft hat, auf zwölf Jahre Schulzeit. Zwölf Schuljahre und damit auch zwölf Jahre Religionsunterricht gehen zu Ende. Eines der Fächer, das uns vielleicht am meisten dabei helfen kann, die Fragen nach der Zukunft zu beantworten. Religion, nicht nur ein Nebenfach, das uns wirklich vom Anfang unserer Schulzeit bis zum Ende begleitet, sondern auch ein Fach, aus dem man nicht nur bloßes Wissen in die Zukunft mitnehmen kann.

Sehr gerne erinnere ich mich an meine Grundschulzeit zurück. Ich weiß noch ganz genau, wie wir Gott, so wie wir Kinder uns ihn vorstellten, malen durften. Vor mir sah ich einen alten freundlichen Mann mit grauem Haar, grauem Bart und weißem Gewand auf eine Wolke gesetzt und ihm zwei weiße Engel zur Seite gestellt. Der Phantasie waren keine Grenzen gesetzt und jedes Kind hatte sein ganz eigenes Bild vom "lieben Gott". Was mir am Religionsunterricht in der Grundschule auch immer gut gefallen hat, war das Gemeinschaftsgefühl, das durch gemeinsames Beten zum Beispiel oder auch durch gemeinsames Backen von Brot vermittelt wurde. Vielmehr Zuhause aber auch hier lernten wir die Wertschätzung nicht nur von Lebensmitteln kennen, sondern auch von allen Lebewesen und der gesamten Natur. Außerdem wurden uns auch Werte mitgegeben bezüglich dem Umgang miteinander. Wir lernten also einander zu verzeihen und miteinander zu teilen. Das alles nehme ich mit!

In der dritten Klasse vor unserer Erstkommunion lernte ich das Fach Religion dann auch als richtiges Lernfach kennen. Striktes Auswendiglernen von Gebeten und Gottesdienstabläufen war an der Tagesordnung. Dies war zwar insofern hilfreich, als dass man als Kind wusste, wann der Gottesdienst denn endlich zu Ende sein würde, große Begeisterung dafür kann ein Kind allerdings nicht aufbringen. Ebenso ging es

mir mit der ersten Beichte, wovor ich sehr große Angst hatte und mich bis heute immer noch davor scheue. Es war zwar richtig seine Fehler einzugestehen, doch so manches sensible Kind bekam dadurch das Gefühl, schlecht zu sein, da schon Kleinigkeiten Gott böse zu stimmen scheinen. Bis heute habe ich nie verstanden, warum es nicht reicht, Gott im Gebet um Verzeihung zu bitten und warum man einem Pfarrer seine Missetaten mitteilen muss. Diese Erlebnisse sind wohl die einzigen, die man lieber hinter sich lassen möchte als mitzunehmen!

Am Gymnasium angekommen, lasen wir zunächst das Alte Testament verpackt in sog. "Bibelcomics". Die Verbindung zur Religion hier herzustellen war schwierig, muss ich zugeben. Mit den Jahren wurden die im Unterricht behandelten Themen jedoch interessanter und tiefgründiger. Besonders beeindruckt hat mich das vermittelte Wissen über andere Religionen, welches wohl einer der wichtigsten Aufgaben des schulischen Religionsunterrichts ist, denn diese Themen werden zuhause nie richtig angesprochen und auch in der Kirchengemeinde erfährt man wenig darüber. Gerade im Zeitalter der Globalisierung, der weltweiten Vernetzung, ist es wichtig über andere Religionen Bescheid zu wissen, um sich gegenseitig zu verstehen und zu tolerieren. Auch deswegen weil es heutzutage Klassengemeinschaften und Freundeskreise aus den unterschiedlichsten Nationalitäten und Religionen gibt. Ein Themenbereich, für den auch ich eine Menge Interesse und Faszination aufbringen konnte. Zudem hat mich die Tatsache, dass die Person Jesu historisch begründbar ist, begeistert und mich in meinem Glauben bestärkt. Auch die Erläuterung und Erklärung der zehn Gebote, die uns Christen als Richtlinien für das Miteinander gelten, blieb mir im Gedächtnis. Gerne nehme ich diese Erkenntnisse mit in meine Zukunft!

Jedoch auch wenn sich der Unterrichtsstoff in seiner Schwierigkeit und Komplexität immer weiter steigerte, möchte ich anfügen, dass im Fach Religion immer Raum für Fantasie, Momente der Ruhe und des Nachdenkens war, was in all den anderen Fächern mit zunehmender Jahrgangsstufe

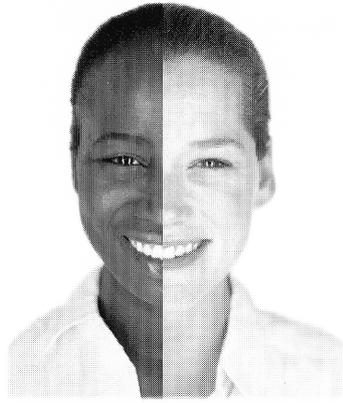
verloren ging. Denn beinahe bis zum Ende, also der zwölften Klasse, war Zeit zum Malen, für Musik und Geschichten. Dieses "sich Zeit für Ruhe und zum Nachdenken nehmen" ist auch etwas sehr wichtiges, was jeder Schüler mitnehmen und sich ein Leben lang bewahren sollte!

In der Oberstufe gereicht man dann hin zu Unterrichtsinhalten, die Überlegung erfordern und hoch anspruchsvoll waren. Die Auseinandersetzung mit dem Zweifel am Glauben, der Kritik an der Religion und den Begründungsmöglichkeiten ethischer Normen ist aber hilfreich für unser späteres Leben, da zu diesen Themen Fragen auftauchen werden, die in der Jugend noch nicht aktuell sind. Aus diesem Grund würde man sich im Schulalter nicht mit diesen Fragen des Lebens freiwillig befassen, obwohl - wie ich im Nachhinein erkenne - es sich schon lohnen würde und man lebensbereichernde Erkenntnisse gewinnen kann. Nicht umsonst haben sich schon viele Kluge Menschen vor uns den Kopf über diese Fragen zerbrochen.

Religionsunterricht vermittelt eben nicht nur bloßes Wissen, sondern auch Werte und Antworten auf wichtige Fragen des Lebens.

\*\*\*

**DIESELBE SONNE, DERSELBE HIMMEL,  
DIESELBE ERDE**



**MISEREOR**  
gemeinsam handeln

Spendenkonto 52100  
BLZ 390 500 00 • Sparkasse Aachen  
www.misereor.de

Werner Müller

## Aus der Perspektive eines mit dem Katholizismus vertrauten Soziologen

Franz-Xaver Kaufmann: Zwischen Wissenschaft und Glauben. Persönliche Texte, Freiburg – Basel – Wien: Herder 2014, 224 Seiten, 19,99 €

Über das Verhältnis von Glaube(n) und Wissen bzw. Wissenschaft, sind schon Unmengen theologischer Traktate, philosophischer, erkenntnis- und wissenschaftstheoretischer Abhandlungen und von beiden Seiten auch manche Polemik geschrieben worden. Wenn das Thema wie im vorliegenden Buch im Spiegel einer Biographie behandelt wird, ist dies allein schon aus didaktischen Gründen verdienstvoll. Es ist zu erwarten, dass so das abstrakte, weitgefächerte Thema auch für interessierte Laien zugänglich wird und konkrete Konturen gewinnt. Wenn es auch noch einen prominenten Vertreter der Soziologie, der modernen Wissenschaft par excellence, zum Verfasser hat, ist doppelter Gewinn zu erwarten: eine Anschärfung des Problems hinsichtlich seiner „sozialen“ und das heißt hier: kirchlichen Seite, und gründliche Informationen über die heutige Gesellschaft, die auch für theologisch Interessierte unverzichtbar sind. Diese hohen Erwartungen werden durch dieses Buch voll erfüllt.

Im Vorwort wird klar gesagt, worum es geht: „Der Band will in zweierlei Hinsicht Rechenschaft ablegen: zum einen über meinen wissenschaftlichen Weg und zum anderen über meinen Glauben... Das eigentlich Spannende ist natürlich die Frage, wie das zusammengeht, Wissenschaft und Glauben“ (5).

In vier Kapiteln wird zunächst der biographische Kontext des wissenschaftlichen Arbeitens und des Glaubens dargestellt, ohne dass eine Autobiographie im eigentlichen Sinn geliefert wird. Der 1932 geborene Verfasser erzählt informativ und teilweise recht unterhaltsam, mit mancher Anekdote angereichert, seinen Lebensweg „vom Bürgersöhnchen aus der Schweiz“ zum renommierten Soziologieprofessor an der Universität Bielefeld. Dabei werden Einblicke in das Milieu des katholischen Diasporakatholizismus in der Zwingli-Stadt Zürich gewährt und Personen lebendig vor Augen geführt, die schon früh ein kritisches Verhältnis „zu bestimmten Aspekten meiner Kirche“ (163) anregen: Hans Urs von Balthasar, „einer meiner geistlichen Mentoren“ (113), später Karl Rahner und Gustav Siewerth, zuvor schon der vierzehn Jahre ältere Bruder Ludwig, der Jesuit und spätere von ‚Rom‘ gefürchtete Konzilsberichterstatter – „weil er mit Unschuldsmiene genau die Fragen stellte, welche der Vatikan nicht beantworten wollte“ (104) – und Chefredakteur der „Orientierung“. Im wissenschaftlichen Lebenslauf begegnen fast alle großen Namen der (französischen und) deutschen Soziologie: Götz Briefs, Raymond Aron – als dessen Student er seine erste wissenschaftliche Publikation anfertigte –, Helmut Schelsky, Norbert Elias, Dieter Claessens, Niklas Luhmann u.a.. Auch die dazwischen liegenden Stationen des Lebenswegs widerlegen die eingangs geäußerte Skepsis, es handele sich um „ein für Dritte eher langweiliges Professorenleben“, zumal es in den Wirtschaftswissenschaften in St. Gallen begann, mit der „Ausrichtung Bankfach“, und einen Ausflug in die Chemieindustrie in Basel einschloss. (Einer seiner St. Galler Professoren, Emil Küng, gab ihm für die außeruniversitäre Praxis den Rat mit auf den Weg: „Und werden Sie nicht zu fett an den Fleischtöpfen der Basler Chemie“ - 66). Für jemand, der selber einmal in die französische und deutsche Soziologie hineingerochen hat, ist der längere Abschnitt „Mein Weg zu einer Soziologie der Sozialpolitik und des Sozialstaats“ (66 – 89) besonders interessant, weil hier gezeigt wird, wie praktische Erfahrungen und theoretische Neuansätze ineinandergreifend zu neuen Forschungsrichtungen innerhalb der Sozi-

alwissenschaften führen. Sie haben bei Kaufmann zu den – auch in theologisch-ethischer Hinsicht relevanten – Forschungsschwerpunkten Sozialpolitik und Sozialstaat bzw. Wohlfahrtsstaat, Soziologie des Christentums, besonders des Katholizismus, und Familie geführt; dabei schlägt wohl durch, dass seine Herkunftsfamilie dem Sozialkatholizismus verbunden war. Hier wird man gründlich, ohne den berüchtigten Soziologenjargon, über die Essentials dieser Bereiche informiert und erfährt zugleich konkrete Details z. B. über die Altersversorgung in Deutschland und der Schweiz oder über das Verhältnis zwischen Steuerzahler und Finanzamt - und wird so nebenbei an die fällige Steuererklärung erinnert!

Ein Gespräch mit Professor Georg Vobruba, Soziologe an der Universität Leipzig, anlässlich der Auszeichnung „für ein herausragendes wissenschaftliches Lebenswerk“ durch die Deutsche Gesellschaft für Soziologie (2012) – die letzte einer ganzen Reihe von Auszeichnungen, darunter auch zwei theologische Ehrendoktoren – schließen und runden den wissenschaftlichen Teil ab. Darin wird Kaufmann auch nach seinem Glauben gefragt: „Ein in die Wolle gefärbter Katholik und Religionssoziologe, das ist schwer zu vereinbaren, oder?“. Darauf gibt Kaufmann im Gespräch selber eine eher vorsichtige Antwort: Für mich ist „der christliche Glaube eine Dimension meines Lebens, die – wie Max Weber das... formuliert hat – Weltdistanzierung erlaubt. Für mich ist mein Glaube eine Position, von der aus ich es mir leisten kann, distanziert auf die Welt zu schauen“ (106).

Deutlicher wird der Verfasser im zweiten Teil des Bandes, wo er seine persönlich-religiöse Sicht, postmodern als eine unter vielen möglichen, vorstellt, wiederum biographisch eingebettet und insofern geschichtlich kontingent. Er spricht in diesem Zusammenhang auch sein kirchliches Engagement an, seine Mitarbeit bei der Würzburger Synode sowie in den letzten Jahren seine Einmischung in die kirchenpolitische Diskussion („Das geschah aus Zorn. Da habe ich mich so erzürnt über die Ergebnissadresse des Kardinals Sodano, der dem Papst sagte, er solle all diese hämi-

schen Bemerkungen wegen des Kindesmissbrauchs nicht so ernst nehmen. Im Zorn habe ich dazu einen Artikel verfasst, der ... einigen Staub aufwirbelte. Seither komme ich von den kirchenpolitischen Dingen nicht mehr los“ - 99 f.).

Seine Bewertung des Zweiten Vatikanischen Konzils aus soziologischer (!) Sicht kommt zu dem Ergebnis, das der gefundene Konsens und der theologische Erfolg, trotz der Konflikte und des nachkonziliaren Auslegungstreits, nur mit dem Glauben an den Hl. Geist erklärt werden können – und nicht mit einem Komplott der französischen und deutschen Bischöfe, wie von traditionalistischer Seite behauptet wird. Ins Allgemeine gewendet, ist er der Auffassung, dass ein „soziales Erkenntnisobjekt“ – und das ist der christliche, katholische Glaube ja zweifellos – besser verstanden werden kann, wenn man damit persönlich vertraut ist. „Nur muss sich diese Vertrautheit eben mit wissenschaftlicher Distanz paaren“ (167). Konsequenterweise ist sein Verhältnis zum kirchlichen Glauben eben ein vertraut-distanziertes.

\*\*\*

**Helfen  
tut  
gut**

www.misereor.de  
Spendenkonto 52100  
Sparkasse Aachen  
BLZ 390 500 00

**MISEREOR**  
● DAS HILFSWERK

Werner Müller

**Buchbesprechung zu: Heinz Robert Schlette: Existenz im Zwielflicht.**

Notierungen in philosophischer Absicht (1965 – 1999), LIT-Verlag Münster 2014

Ein Philosoph (und Theologe), der für seine skeptische Grundhaltung bekannt ist, hat – „nach langem, vielleicht allzu langem Zögern“ – „ein etwas anderes Buch“ veröffentlicht, nämlich seine ausgewählten Aufzeichnungen aus den letzten 35 Jahren des vergangenen Jahrhunderts und Jahrtausends. Seine Intention ist, „einen gewissen Eindruck von den Unsicherheiten des Philosophierens, von Akzentverschiebungen, die sich im Laufe eines ziemlich langen Weges ergaben, von Hintergründen und Kontexten mancher Buchveröffentlichung... und manch anderem“ (Vorwort) zu vermitteln. Es handelt sich nicht um ein – auf das eigene Leben zentriertes – Tagebuch, sondern um „Notierungen zur Kultur, zur Kunst, zur Politik, zu Metaphysik, zur christlichen Theologie und manch anderem“, die nur Anlass sind, den Leser, die Leserin am „Suchen und Fragen nach so etwas wie existentieller Klarheit in einem unverständbaren Leben“ (ebd.) teilhaben zu lassen.

Dass die chronologisch geordneten Notierungen an der Schwelle zum 21. Jahrhundert enden, hat pragmatische Gründe – „Müdigkeit des Alterns“ (der Verfasser wurde 1996 als Philosophieprofessor in Bonn emeritiert) – und soll zu viele Wiederholungen vermeiden. Obwohl Religion und Theologie als Gegenstände vorkommen, sind es ausdrücklich keine Notierungen in *theologischer* Absicht; auch dies hat primär pragmatische Gründe („die eigenen Möglichkeiten sind eben begrenzt“). Da die Übergänge zwischen Philosophie und Theo-

logie aber ja fließend sind, gibt es für den theologisch Interessierten noch genug Interessantes. Die Grundausrichtung ist jedoch nicht die Rede von Gott, als die man Theologie zu verstehen hat, sondern eine anthropologisch-existentielle: „Die Ambivalenz, das Zwielflicht (diese Metapher taucht im Titel auf - WM), das clair-obscur ist die Fundamentalkondition unserer Existenz, nicht die Eindeutigkeit, das Entweder-Oder“ (S. 2 und 230).

Da ein solches Buch nicht in der üblichen Weise einer Rezension zusammengefasst und bewertet werden kann, werden nachfolgend – mit Dank an den Autor und den Verlag - einige charakteristische Auszüge abgedruckt.

\*\*\*

Bonn, 18.4.1985

„An sich“ sollen diese Notizen in „philosophischer Absicht“ geschrieben sein, jedoch: Was ist eine philosophische Absicht? Leider muß ich zugeben, daß sie zunächst einmal mit dem Universitätsfach „Philosophie“ nicht allzu viel zu tun hat.

(Warum ich das meine, übergehe ich hier – weil es zu weit führt; weil es zu persönlich wird; weil es mit dem Eindruck zusammenhängt, daß die Organisationsformen der heutigen Universität – zuweilen „Betriebseinheit“ genannt – für das „Philosophieren“ gänzlich ungeeignet sind; man denke an „Grund-“ und „Spezialvorlesungen“, Prüfungen, Scheine etc.) Die „philosophische Absicht“ zielt, unabhängig von jeglichen Rücksichten, ganz schlicht auf Erkenntnis der „Wahrheit“, aber nicht nur auf deren Erkenntnis, sondern auch auf das Leben gemäß solcher Erkenntnis. Ein äußerst hoher Anspruch! Trotzdem, trotz der Fragwürdigkeit, ihn je einlösen zu können, darf man ihn nicht aufgeben. Ohne „philosophische Absicht“ bleibt jede Reflexion, jede „Organisation“, „Konstruktion“, „Konzeption“ usw. bodenlos. Das heißt freilich nicht, daß „ohne Philosophie“ jegliche Bemühung von vornherein sinnlos und zum Mißerfolg verurteilt ist (eher gilt sogar

das Gegenteil!). Aber ohne „philosophische Absicht“, also ohne das Bestreben, die Bemühung in Richtung auf Wahrheit, fehlt allen „Gestikulationen“ der letzte Ernst. Etwas ganz anderes ist natürlich, ob „philosophische Absicht“ ihre Intentionen je wird einlösen, „erfüllen“ können. Aber ohne die „philosophische Absicht“ sind wir total verloren.

Auxerre, 5.4.1988

Trotz aller Eindrücke weiß ich nicht recht, was ich – in philosophischer Hinsicht und Absicht – notieren soll, obwohl ich meine, einiges wäre aufzuschreiben.

Kirchlich-kunstgeschichtlich verdient natürlich zuerst die außerordentliche „Krypta“, besser: die archäologische Unterwelt von St. Germain, eine Kommemoration.

Auch St. Etienne mit dem auf einem Schimmel (keinem Esel) reitenden Jesus (in der Krypta, aus dem 10./11. Jh.).

Überwältigend Vézelay, am Samstag vor Ostern (2.4.), bei schönem, klarem Wetter: die Größe der romanischen Halle, die Krypta mit dem sehr kleinen Schrein der Maria Magdalena, der mit bloßem Auge unentzifferbare Reichtum der Kapitelle.

...

Auf dem Rückweg von Sens (hier wütete Bernhard gegen Abälard auf der Synode 1140, die mehrere Sätze verurteilte): Pontigny – die weiße Kirche, oder: das weiße Schiff, wie ein Dichter diese wunderbar einfache Kirche beschrieb. Dieses „weiße Schiff“, so meinte er, sei der Mensch. Das ist gut gemeint, stimmt aber nicht, denn das Mittelalter dachte nicht derart anthro-

pozentrisch; es war natürlich „die Kirche“.

7.4.1988

Im Park von Fargeau. Die Revolutionäre haben wild gehaust. Allenthalben an den Portalen der Kirchen abgeschlagene Köpfe. Sicher wird man bald, in der Rückschau auf die „unvergleichliche Revolution“, daran erinnert werden. Aber diese Zerstörungswut hatte ihre Gründe. Die Kirche selbst, d. h. vor allem: der hohe Klerus, hat durch die Unterdrückung, die sie billigte, theologisch rechtfertigte und auch selbst ausübte, dieses Übermaß von Haß erst möglich gemacht. Das ist alles „bekannt“; es steht am deutlichsten bei Meslier. Trotzdem wird man, vor allem in Deutschland, der Revolution die Schuld geben. – Guardini beklagte die Unredlichkeit der Neuzeit, die sich ihrer christlichen Implikationen nicht bewußt sei. Das ist nicht vollkommen falsch. Aber man sollte eher die Unredlichkeit des heutigen Christentums aufdecken, das seine Schuld mit ein paar Sätzen glaubt „bewältigen“ zu können, und es geht ja auch nicht nur um die Vorgeschichte dieser Revolution, sondern um die geschichtliche Fehlentwicklung im Ganzen. Wann sie genau einsetzte, ist eine Frage, die große Sorgfalt verdient, aber es wird, je länger man über die Geschichte des Christentums nachdenkt und je genauer man auf die Details achtet, (mir) immer klarer, daß zuerst die Art der Beurteilung des sog. „Heidentums“ und bald danach seine konkrete, gewaltsame Ausrottung der Beginn eines Weges waren, der über kurz oder lang enden mußte, eben weil er „unredlich“ war, d. h. nur auf Macht, nicht auf Einsicht, auf wirklichem Glauben beruhend.

\*\*\*

### Martha Heizer trotz Exkommunikation als Vorsitzende bestätigt

Mit großer Mehrheit (78%) wurde Martha Heizer bei der ao. Vollversammlung der Plattform "Wir sind Kirche" am 27.09.2014 in Salz-

burg als Vorsitzende bestätigt.

#### Pressemitteilung :

Die Plattform „Wir sind Kirche“ hat sich nun endgültig entschieden, ihre exkommunizierte Vorsitzende Martha Heizer im Amt zu belassen.

Darüber hinaus wurde ein Antrag, priesterlose Eucharistiefeiern mit Beauftragung durch den Ortsbischof in das Reformprogramm der Bewegung aufzunehmen, angenommen, teilte „Wir sind Kirche“ mit.

Nach der Exkommunikation Heizers und ihres Mannes im vergangenen Mai eben wegen solcher priesterloser Eucharistiefiern (allerdings ohne bischöfliche Beauftragung) waren in der Plattform vereinzelt Rücktrittsaufforderungen gegen die Vorsitzende aufgekomen, etwa von ihrem Vorgänger Hans Peter Hurka. Nach einer ersten Bestätigung durch den Vorstand im Juni sprach sich nun auch eine außerordentliche Vollversammlung in Salzburg für einen Verbleib der pensionieren Religionspä-

dagogin aus.

Befürchtet worden war von Heizers Gegnern, dass durch ihren Verbleib die Gesprächsbasis der Plattform mit der Kirchenleitung zunichte gemacht worden sei. Nunmehr heißt es aber in einer Stellungnahme von „Wir sind Kirche“, dass die Kirchengeschichte viele Beispiele dafür aufweise, dass der Mut zum Ungehorsam einzelner eine Veränderung der Strukturen bewirkt habe. Es gehe nicht an, sich in den Reformforderungen an der Kirchenleitung zu orientieren und daran, dass

diese mit den Handlungen der Bewegung einverstanden sein müsse. (APA)

*Imprimatur* erfuhr mündlich von mehreren der rund 1500 Mitglieder umfassenden Kirchenreformbewegung „Wir sind Kirche“ – etwa 60 davon waren in Salzburg anwesend –, dass eingereichte schriftliche Voten – wegen Verhinderung einer persönlichen Teilnahme – nicht akzeptiert wurden; dies wurde als ein sonst der Amtskirche vorgeworfener Formalismus kritisiert.

\*\*\*

## Die Glosse

Rauschheim, kurz vor Beginn der Synode über Ehe und Familie

Lieber Sepp, alter Sozi,

unsere Katholische Kirche hat jetzt 2000 Jahre Zeit gehabt, sich darüber Klarheit zu verschaffen, wie das mit der Sexualität moralisch zu handhaben ist. Seit der Jugend von meinem Opa geht's dabei immer noch kreuz und quer durcheinander, was Männer und Frauen bei Liebesbezeugungen dürfen und wo die Sünde lauert. Vor allem wenns um die Ehe geht, gibt's beim Lehramt einen massiven Meinungsstreit zwischen den barmherzig Nachsichtigen und den verbissenen Scharfmachern. Diese versperren den wiederverheirateten Geschiedenen z.B. rigoros den Weg zur Kommunion, weil sie im permanent schwersündhaften Ehebruch leben täten. Wo hat Jesus selber einen, der wo bei ihm die Nähe gesucht hat, je so rabiabrutal zurückgewiesen! Im Gegenteil, richtig kameradschaftlich hat er sich grad für die Ehebrecherin in die Bresche geworfen.

Sepp, ich frag mich, was ist eigentlich die lehramtliche Position? Muss ein solcher Ehesünder, bevor er wieder zur Kommunion gehen darf, die neue Ehe aufgeben und zur ersten Frau zurückkehren oder reicht's, wenn er die zweite Frau fortschickt? Ob Kinder da sind, ist der Kirche meines Erachtens ziemlich schnuppe, hauptsächlich, er praktiziert keine verbotene Ehe. Hab ich das richtig in Erinnerung? Er dürft auch in seiner zweiten Familie bleiben, aber nur dann, wenn er wie der hl. Sankt Joseph mit der Maria ebenso eine komplett keuche Josephsehe führen tät? Sepp, die Vorschriften der Kirche sind derart kompliziert, dass unsereiner sich bei bestem Willen damit nicht auskennt.

Apropos, der Albert lebt ja mit der Sophie in zweiter Ehe zusammen. Für den wär die sauberste katholische Lösung, wenn er die Sophie mitsamt den Kindern im Stich ließ und zur Lisbeth, mit der er seit den Flitterwochen nur Zoff gehabt hat, zurückging, um den erbitterten Kampf von früher weiter zu kämpfen. Und davor müsst er noch den Kurt, der in seiner neuen Ehe mit der Lisbeth erstaunlich gut harmoniert, aus dem Feld schlagen.

Wer dieser Tage in die Zeitung guckt, der stellt fest: Papst Franziskus sieht das alles nicht so eng, hat er doch unbesehen eine ganze Schar Brautleut getraut, wodrunter welche waren, die wo unser früherer Pfarrer und auch noch der aktuelle Weihbischof von Köln, Dominikus Schwaderlapp, nie im Leben ohne Beichte und andere kirchliche Maßnahmen (wie dem Verbot der Trauung im weißen Brautkleid) zum Sakrament der Ehe zugelassen hätt. Und jetzt, Sepp, guck Dir mal an, was das Internet unter DW.DE über die Sippschaft schreibt, die wo Franziskus unter die Haube gebracht hat: „Für Aufsehen vor der Hochzeitszeremonie hatte der Fall einer Römerin gesorgt... Sie bringt aus einer vorangegangenen Partnerschaft ohne Trauschein eine erwachsene Tochter mit in die Ehe. Ihr Mann war bereits vorher verheiratet, die frühere Ehe wurde vom Kirchengesamt Sancta Rota für nichtig erklärt (vielleicht, weil der ein Schlitzohr war und genau gewusst hat, was man sagen muss, wenn man die Nichtigkeitserklärung erreichen will). Mehrere andere Paare lebten bereits vor der Trauung zusammen.“ Und die bekamen alle vom Papst eine feierliche Traumesse und ganz selbstverständlich auch die Kommunion.

Sepp, das ist in meinen Augen der Knüller! Meinst Du, alter Sozi, nicht auch, dass das Lehramt selber überhaupt keine Klarheit darüber hat, was die richtige Lehre ist. Guck mal, der Weihbischof Schwaderlapp und seine Kampfgenossen, wie der Kardinal Müller und der Kardinal Brandmüller, die stehen ja mit ihrer verklemmten Auffassung frontal gegen Franziskus und würden in ihrer Rage mit dem dogmatischen Knüppel von der überlieferten Lehre gegen den Franziskus vorgehen, wenn der nicht der Papst wär. Die kommen nämlich bei ihrer Gesinnung in Mordsschwierigkeiten, wenn der Franziskus bei seiner menschenfreundlichen Linie bleibt. Aber, schließlich ist er allein der Papst und hat auch noch Jesus auf seiner Seite. Oder meinst Du, Sepp, dass diese Truppe von Lehrämtern tatsächlich so weit geht, dem Papst seine Unfehlbarkeit, an die sie selber

sonst fest glauben, über den Haufen zu rennen, um ihre eigene Auffassung durchzusetzen?

Papst Franziskus hat sowas wohl geahnt. Drum hat er vor dem großen Entscheidungskampf auf der Römischen Synode die Eheleute selber mit einer Christenbefragung hinter sich gebracht. Zum ersten Mal in der Kirchengeschichte haben damit nicht mehr ausschließlich zölibatäre Junggesellen (unter denen war, wie die Zeitungen dieser Tage schreiben, der Nuntius Wesolowski, der wo nicht weniger als 86.000 Kinder pornos auf seinem Computer haben soll) über die katholische Ehe zu bestimmen. Das ist eine unerhörte Kehrtwende.

Meine Meinung: Junggesellen haben lange genug für die christkatholischen Eheleute im wirklichen Leben überhaupt nicht zu gebrauchende Vorschriften festgesetzt!

Sepp, Du und ich als altgediente Eheleut, sehen doch wie nah Franziskus den heutigen Lebensverhältnissen kommt, und wie verbohrt sich seine Gegner an überlebte Traditionen klammern.

Hast Du eine Vorstellung, wie wir den Franziskus unterstützen könnten?

Mach Dir bis zum Stammtisch am Donnerstag Deine Gedanken darüber.

Sei begrüßt von Deinem Freund und Ehemann Joseph

P.S.: Beim Zölibatsbruch ist die Kirche lang nicht so streng wie beim Ehebruch. Nach dem Zölibatsbruch kann der Pastor, wenn er die Kumpanin nicht heiratet und das mögliche Kind aus dem Pfarrhaus draußen hält, weiter seine Messen lesen. Die Geliebte muss nur weit genug weg wohnen. Nach einem Ehebruch mit Wiederverheiratung aber sind beide Partner zur Strafe ohne Pardon und überall vom Kommunionempfang ausgeschlossen. Halte das für gerecht, wer will!

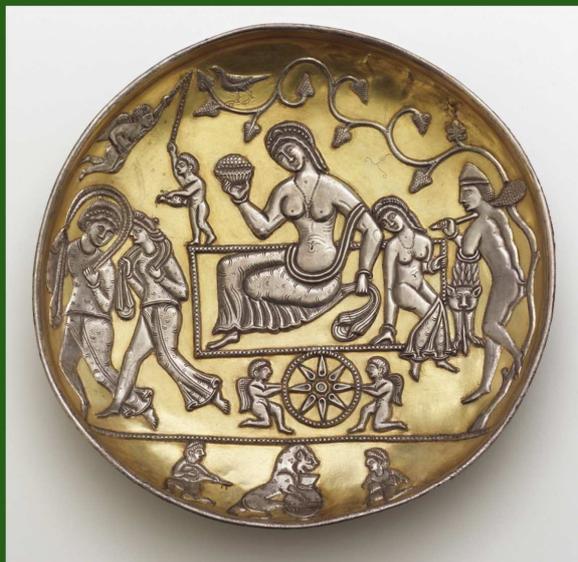
\*\*\*

Die bei INĀRAH mitarbeitenden Forscher versuchen, die Zeit der Gahiliya, soweit sie als Vorgeschichte der koranischen Bewegung relevant ist, zu erarbeiten. Hierbei stehen die damals wichtigen Religionen, religiösen Bewegungen und ihre Motive und Literatur im Vordergrund, ebenso die spätantike Literatur, soweit sie im Koran eine Rolle spielt. Untersucht werden die damaligen Sprachen – vor allem, aber nicht ausschließlich, das Syro-Aramäische -, ohne die zahlreichen Aussagen, Begriffe und Motive des Koran nicht verstanden werden können. Die damaligen Kulturen und politisch-sozialen Prägungen werden analysiert.

Erst durch die Kenntnis dieser Hintergründe ist die dann aufkommende koranische Bewegung zu begreifen, die zur Bildung des Islam führte. Auf dieser Basis schließlich erfolgen die weiteren Untersuchungen zu dessen Geschichte, die sich längst nicht mehr auf die ersten drei Jahrhunderte beschränken, sondern bis zum Beginn der Neuzeit reichen.

Markus Groß / Karl-Heinz Ohlig (Hg.)

## Die Entstehung einer Weltreligion III



Die heilige Stadt Mekka – eine literarische Fiktion

INĀRAH 7

SCHILER